

Auf
Hochzeitsreise
1939

Maria Kern

ERINNERUNGEN

1. Teil

**1931–1945
Lauenburg/Pommern**

Maria Kern

Erinnerungen an die

1930er-Jahre

in Lauenburg / Pommern

**Als aus der Stolper Chaussee
die Adolf-Hitler-Straße wurde**



INHALT

Zu diesem Text	3
Stammbaum Familie Wulf	5
Mädchen vom Lande	6
Stadtplan	14
Danziger Straße 70	15
Stolper Chaussee 43	22
Blücherplatz 15	30
Ein glückliches Jahr	44
Der Anfang vom Ende	56
Anhang	72
Briefe aus der Verlobungszeit	72
Briefe aus der Kriegszeit	85

ZU DIESEM TEXT

Viele Leser kennen die ursprüngliche Fassung der Jugenderinnerungen bereits: Im April und Juni 2002 bat ich meine Mutter Maria, ihre Erlebnisse auf Band sprechen – Aufnahmen in der Länge von etwa 3 ½ Stunden sind erhalten. Maria hat den von mir übertragenen Text gegengelesen und praktisch ohne Korrekturen autorisiert. Im Sommer 2002 verschickte sie die fertige Fassung als Papiaerausdruck an zahlreiche Verwandte.

Der Text war abgeschlossen, aber in den folgenden Jahren bis 2009 erinnerte sich Maria im Verlauf unserer Gespräche oft an weitere Episoden, die ich mir jeweils anschließend aus dem Gedächtnis notierte. Auf diese Weise erweiterte sich der ursprüngliche Text um etwa 15 Prozent.

Gleichzeitig sammelte ich Material zum zweiten Teil von Maria Kerns Erinnerungen: zu ihrer Fluchtgeschichte (siehe dort). Seitdem überlegte ich, wie ich die neuen, Teil 1 und Teil 2 betreffenden Textpassagen zu einer Einheit zusammenfügen

könnte. Letztlich erschien es mir einzig sinnvoll, in einer erweiterten Fassung von Teil 1 die zusätzlichen Episoden an den entsprechenden Stellen einzufügen, während ich die zeitlich spätere Fluchtgeschichte heute gleichzeitig als separaten Teil 2 veröffentliche.

Daher war es nötig, Teil 1 neu zu gestalten, denn der erweiterte Text verändert das Layout entscheidend. Hinzu kommen in der neuen Fassung mehrere Fußnoten mit Informationen, die Marias Neffe Gerhard Will, der Sohn ihrer Schwester Irmgard, 2003 in einem Brief an mich zusammenfasste. Er hat mir auch kürzlich dankenswerterweise weitere Anmerkungen zu den Irmgard betreffenden Passagen geschickt.

Aktuell ergänze ich Marias ursprünglichen Text außerdem um einen Anhang, der zahlreiche Briefe von 1938 (der Verlobungszeit) und aus den Kriegsjahren 1939 bis 1941 dokumentiert. Briefe, die Maria und ihr Mann Alexander einander in diesen Jahren schrieben, sind nur in Ausnahmen erhalten – sie gingen überwiegend mit dem Haus und der Einrichtung in Lauenburg verloren. Doch die Briefe, die an Alexanders Mutter Marie Kern in Itzehoe gerichtet waren, hat diese aufbewahrt. So können wir Marias Bericht über die Verlobungszeit und die ersten Ehejahre zumindest in

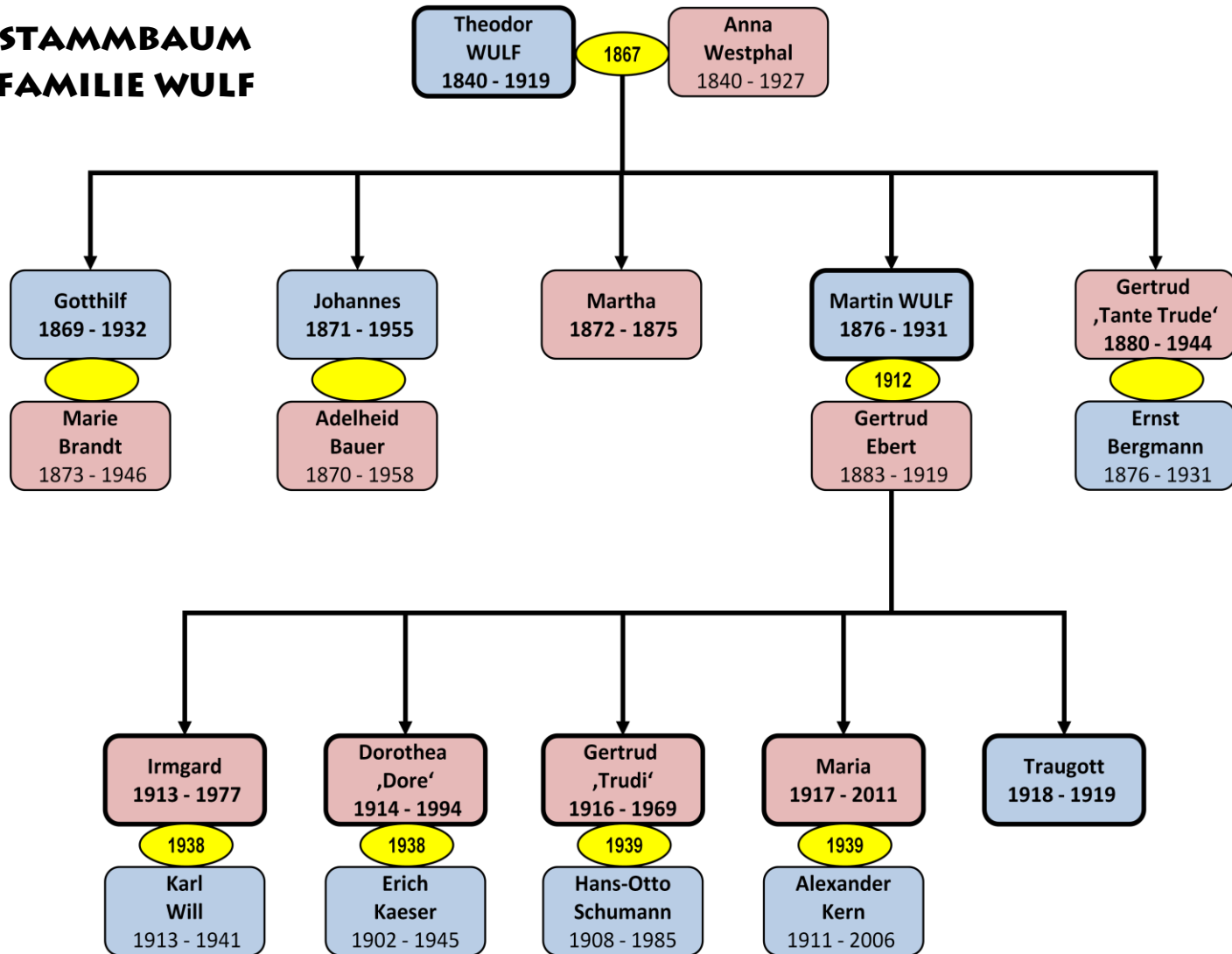
Ausschnitten durch authentische zeitgenössische Stimmungsberichte aus Lauenburg und später von Alexanders soldatischer Grundausbildung und von der russischen Front belegen.

Einen Teil der Kriegsbriefe las Mutter mir am 4. Mai 2003 vor (Bandmitschnitt, 1 Stunde), weil ich persönlich Vaters Handschrift nur sehr schwer lesen kann. Doch selbst 60 Jahre nach den geschilderten Ereignissen war Mutter dabei emotional derart aufgewühlt, dass sie gegen die Tränen ankämpfen und mehrfach unterbrechen musste. Ich habe deshalb auf ihr weiteres Vorlesen verzichtet und bat meinen Bruder Christoph, das Entziffern zu übernehmen. Er versprach es, wollte aber bis nach dem Tod der Eltern damit warten und verwahrte die Briefe. Vater starb 2006, Mutter 2011. Christoph hat Mutter nur um ein knappes Jahr überlebt – zum Vorlesen kam es nicht mehr. Trotz intensiver Suche hat sich der Umschlag mit den Originalbriefen bisher nicht angefounden. Das heißt, dass sich die vorliegende unvollständige Dokumentation der Kriegsbriefe nur auf die Cassettenaufnahme von 2003 berufen kann.

4. April 2017 (Maria Kerns 100. Geburtstag)

Andreas Kern

STAMMBAUM FAMILIE WULF



MÄDCHEN VOM LANDE

Weißt du, wie viel Sternlein stehen?

Jeden Abend, bevor wir ins Bett gehen, setzt sich Alexander ans Klavier, um den Tag mit einem Abendlied ausklingen zu lassen. Und dann fragt er mich: „Worüber soll ich heute improvisieren?“ Oft ist es mir egal, ob er meinen Wunsch vielleicht für zu sentimental hält, und ich schlage ihm dann vor: „Weißt du, wie viel Sternlein stehen?“

Während ich ihm zuhöre, denke ich 75 Jahre zurück, an meine Jugend in Hinterpommern: Wie wir abends von einem unser zahlreichen Besuche bei der Familie Klütz in Techlipp per Pferdegespann nach Beßwitz zurückkutschiert wurden. Mein Vater zeigte während der Fahrt auf den klaren Himmel über uns und erklärte uns die Sternbilder.

Im April 1931 wurde ich 14 Jahre alt. Bis zu diesem Zeitpunkt lebten meine 15-jährige Schwester Gertrud („Trudi“) und ich noch im Vaterhaus in Beßwitz/Pommern, wir wurden daheim von der letzten und uns liebsten Hauslehrerin unterrichtet – sie hieß Ilse Miller, aber wir nannten sie nur „Plienchen“.

Vater hatte die Angewohnheit, jeweils zwei seiner Kinder mit in den Urlaub zu nehmen. Weil er schwer herzkrank war, fuhr er meistens nach Bad Nauheim zur Kur. Dahin begleiteten ihn meine älteren Schwestern Irmgard und Dorothea („Dore“). Mit Trudi und mir ist er 1930 in den Harz gefahren, und Plienchen begleitete uns als Betreuerin. Sie war eine sehr liebe und nette Frau – vielleicht haben die beiden auch ein bisschen miteinander geschmust. Ich weiß es nicht, aber wir hatten immer den Eindruck. Wir Kinder waren mit den Jahren etwas reifer geworden – Plienchen hatte es also nicht so schwer mit uns wie die früheren Lehrerinnen, deren „Erziehungsversuchen“ wir uns gern widersetzen. Jedenfalls habe ich Plienchens freundliche Art in bester Erinnerung.

Im Unterricht hatten wir keine Probleme. Unsere Hauslehrerinnen bereiteten uns gut vor, sie mussten den Lehrplan

erfüllen. Damals bestand bereits Schulpflicht – nur durch Anstellung einer guten Hauslehrerin erhielt mein Vater die Genehmigung, seine Kinder bei sich zu behalten. Und er bekam die Auflage, einmal im Jahr den Wissenstand an einer staatlichen Schule kontrollieren zu lassen. Dieser Prüfung unterzogen wir uns bei Direktor Berg in der Lauenburger Schule, wobei er die jeweiligen Fachlehrer hinzuzog. Das hat wohl jedes Mal einige Stunden in Anspruch genommen. Wir fühlten uns aber immer sicher, diese Prüfung zu bestehen. Zur Prüfung fuhren wir allein nach Lauenburg. Vater sagte: „Ihr habt Augen im Kopf und einen Mund zum Fragen. Aber wendet euch nie an Privatpersonen, sondern immer an einen Beamten in Uniform!“



Im Harz 1930: Plienchen mit Maria (vorn), Trudi und Martin Wulf

Trudi war ein Jahr älter und eine Klasse weiter als ich, aber die Hauslehrerin unterrichtete uns in vielen Fächern zusammen – Religion, Geschichte usw. Und dadurch war ich häufig dem Stoff meiner Klasse etwas voraus. Plienchen bewohnte im Beßwitzer Pastorat ein Zimmer, in dem wir auch unterrichtet wurden. Wenn sie also morgens zum Frühstück herunterkam, ging das Stubenmädchen sofort nach oben, um aufzuräumen, damit der Unterricht beginnen konnte.

Unser Haus in Beßwitz war eigentlich viel zu üppig für ein Pastorat. Der Major von Zitzewitz, der Gutsbesitzer, hatte es für seine Mutter als Altenteil gebaut. Weil sie so früh starb, überließ er das Haus dem Pastor Martin Wulf – so musste er kein neues bauen. Wir genossen

also ein modern eingerichtetes Haus, wie es damals – auf dem Lande – noch völlig unüblich war: fließend Wasser, Bäder, Wasserklosetts, elektrisches Licht.

Wenn wir Schwestern ein Bad nahmen, heizte Vater persönlich den Badeofen – das überließ er nicht seinen Angestellten. Irmgard und Dore genierten sich, denn Vater verließ das Bad nicht, bevor wir hineingestiegen waren. Sie fanden, er hätte ihnen ein wenig mehr Privatsphäre zugestehen können, da sie inzwischen heranwuchsen.



Technisch interessiert und fortschrittlich wie er war, staute der Major im Tal die Wipper auf und betrieb dort mit Turbinen ein eigenes Elektrizitätswerk. Weil wir mit der Tochter des Turbinenwärters Mittenzwey befreundet waren, sind wir öfter dort gewesen. Damals schon haben mich diese großen Maschinen – wie die Technik ganz allgemein – sehr interessiert.

Entsprechend großzügig installierte und betrieb der Major alle möglichen Lichtquellen. Dass wir in jedem Zimmer elektrisches Licht hatten, war damals etwas besonderes. Kronleuchter waren damals auf Gütern keine Seltenheit, aber sie gehörten nicht uns, sondern zum Haus. Einer bestand aus blau bemaltem Glas – ein prächtiger Kristalllüster. Der Gutsbesitzer lieferte auch die Glühbirnen für die vielen Lampen im Haus. Habe ich das mal erzählt? Jede Birne trug den Aufdruck: „Geklaut in Beßwitz“!

Für unsere Hausandachten hatte mein Vater ein Buch mit geeigneten Texten, die er an den zugeordneten Tagen vorlas. Manchmal fügte er aber auch seine eigene Auslegung mit an, was mir nicht klar war. Ich erinnere mich, dass ich in diesem Buch den Text nachlesen wollte, den Vater an meinem Geburtstag vorgelesen hatte. Doch ich fand seine Formulierungen nicht, an die ich mich genau erinnerte. Später

**Pastorat Beßwitz 1925:
Martin Wulf mit Irmgard,
Trudi, Maria und Dore**

reimte ich mir zusammen, dass er dabei wohl improvisiert hatte. Ich kam gar nicht auf die Idee, ihn danach zu fragen. Gespräche in dem Sinne gab es nicht. Wir redeten nur, wenn wir gefragt wurden.

Zwei Erkertürmchen zierten das Haus. Der eine neben Vaters Amtszimmer hieß „Taufurm“ – dort fanden Haustaufen statt. Nicht alle Taufen wurden in der Kirche gefeiert – obwohl der Kirchenraum damals schon elektrisch beheizt wurde. Überhaupt hatte das Dorf Vorbildcharakter. Wir kamen mit Vater 1924 nach Beßwitz – da gab es bereits einen Kindergarten für die Deputanten, die Pächter. Geleitet wurde er von zwei Töchtern des Majors, der nicht nur technisch



interessiert, sondern auch sehr sozial eingestellt war.

Das von Vater mit viel Leben erfüllte Musikzimmer war mit einer Garnitur edler, kostbar bezogener Möbel ausgestattet, die von den Stubenmädchen nicht angerührt werden durften – unsere Haushälterin Tante Hanna Kornstaedt putzte dort persönlich. Möbel und Teppich waren fast schneeweiß, die auf dem wertvollen Flügel liegende Decke rot. Dieser Raum wurde von einem Kamin dominiert, ein Harmonium stand darin, die Fenster waren von hübschen Gardinen eingerahmt. In die angrenzenden Räume führten Doppeltüren – ein sehr schönes Ambiente.

Zu den Hausmusikabenden kam der Schullehrer, der Geige spielte, und der Arzt aus Rummelsburg, der

Beßwitz, Gutshaus



Geschenke für uns Kinder mitbrachte, große Tüten voll Obst. Wenn Vater die sah, wollte er sie auch haben, aber wir passten genau auf, dass wir bekamen, was uns „zustand“. Vater sagte abschließend: „Jetzt verlassen die kleinen Kamele das Zimmer, und das große Kamel auch“ – das war er selbst.

In Beßwitz hatte ich eine Katze. Eines Tages war sie verschwunden. Ich fand sie endlich im Taubenschlag. Wir

hielten Tauben, denn sie galten damals als kulinarische Delikatesse. Mein Vater interessierte sich sehr für die Gartenarbeit. Er baute Glasabdeckungen für die Frühbeete. Und er zeigte uns Kindern, wie man die Pflanzen mit der Hand bestäubt, weil die Bienen nicht an die Radieschen kommen.

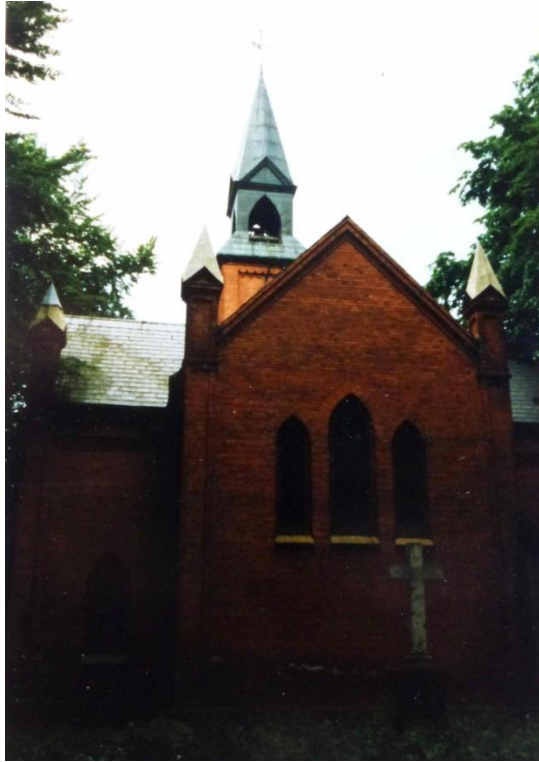
Auf dem Dorf gab es kein Kino oder sonstige Unterhaltung. Zu Hause wurde abends viel vorgelesen, oder Vater spielte mit uns: Poch, Rommé, Doppelkopf. Auch im Hause des Majors war mein Vater ein gern gesehener Gast, denn die beiden spielten Schach.

Häufig lud der Major uns Kinder ins Gutshaus ein. Er war Pate des Sohnes vom Gutsinspektor, eines nachgeborenen Kindes. Damit der Junge nicht immer allein mit den Erwachsenen am Tisch saß, holte man uns dazu – ob nur jeweils eine von uns oder Trudi und mich zusammen, weiß ich nicht mehr. Jedenfalls bin ich gern im Gutshaus zu Gast gewesen, es lag zwischen dem Pastorat und der Kirche. Natürlich gab es viel besseres Essen als bei uns, wo alles auf dem Teller abgezählt wurde. Außerdem servierte ein richtiger Diener namens Kohlmorgen. Und auf dem Tisch stand nicht nur eine der üblichen kleinen Drehscheiben für die Schüsseln, nein, diese gewaltige Drehscheibe dominierte den gesamten

Beßwitz, Kirche

Tisch! Irgendwann nahmen diese Einladungen fast überhand, offensichtlich waren wir gern gesehene Gäste – jedenfalls wussten wir uns natürlich angemessen zu benehmen. Aber Vater wurde ungnädig, denn wir fühlten uns sehr zum Gutshaus hingezogen, weil das Essen so gut schmeckte – wie Kinder nun mal sind! Auch bei Klützens auf dem Gut Techlipp herrschte Überfluss, da durften wir zwei Eier essen, nicht nur eins wie zu Hause.

Der Major war ein Junker im traditionellen Sinn, der sich für sein Dorf verantwortlich fühlte, gern aber auch seine Macht auskostete. Genüsslich erzählte er folgende Episode: Um den blinden Gehorsam seiner Dienstleute zu demonstrieren, wies der Major einen seiner Untergebenen an: „Der Riss am Schornstein muss schleunigst repariert werden!“ Prompt kam das „Jawoll, Herr Major!“ Dabei gab es gar keinen Riss – der Major hatte ihn sich ausgedacht. Über solches Untertanentum amüsierte er sich köstlich.



Für mich als Kind war es sicher ein Plus, (unbewusst) zu lernen, wie man sich in solchen Kreisen bewegt. Ich hatte später im Landratsamt vorwiegend mit höheren Beamten zu

Lauenburg, Lyzeum



tun, mit dem Landrat, dem Regierungspräsident, aber nie bekam ich Schwierigkeiten.

Wenn Vater Gottesdienst in Techlipp hielt, nahm er uns häufig zu Klützens mit. Frau Klütz hat uns Halbwaisen sehr mütterlich

aufgenommen: Wir durften dort mit den Klütz-Kindern spielen und uns richtig satt essen.

Die Kutsche samt Kutscher für die Fahrt zwischen Beßwitz und Techlipp wurde vom Gutsbesitzer gestellt und war immer pünktlich zur Stelle. Vater hatte in seinem Amtszimmer zum eigenen Gebrauch ein Zigarrenschränkchen, und jeden Sonntag, bevor er nach Techlipp fuhr, nahm er auch eine „Kutscherzigarre“ heraus.

Eines Abends zog während der Heimfahrt von Techlipp ein fürchterliches Gewitter auf, und ich bekam schreckliche Angst. Wir waren froh, wenn die Pferde nicht durchgingen – sie scheuten bei jedem Donnerschlag. Als Vaters Liebling saß ich natürlich neben ihm, kuschelte mich ganz nah an ihn und dachte bei mir: „Wie gut, dass ich Vater habe – aber

er? Er muss seine Angst ganz allein tragen!“ Ich habe mich innerlich sehr mit meinem Vater verbunden gefühlt.

Der Major besaß auch bereits ein Auto. Als Irmgard Leibschmerzen bekam, wusste der Arzt nichts mit ihr anzufangen.

Der Major, der meinen Vater sehr schätzte, stellte seinen Wagen zur Verfügung – Irmgard wurde nach Köslin ins Krankenhaus gebracht und dort erfolgreich am Blinddarm operiert. Als sie dann wieder abgeholt wurde, durften wir alle im Auto mitfahren – ein unvergessliches Erlebnis.

Als Trudi und ich ab Ostern 1931 in Lauenburg erstmals eine richtige Schule besuchten, verließ Plienchen das Pastorat in Beßwitz und nahm anderswo eine Stelle als Hauslehrerin an. Ich weiß nicht, ob sie als Pädagogin ausgebildet war – viele solcher Hauslehrerinnen arbeiteten nur, um Geld zu verdienen, nicht aus Berufung. Ich habe davon als Jüngste nicht genug mitbekommen, um mich genau zu erinnern. Jedenfalls hat Trudi Kontakt mit Plienchen gehalten, und über Trudi hörten wir später auch, dass sie bei Kriegsende auf der Flucht umgekommen ist.

In der Schule besuchte ich die Tertia. Wir wohnten bei der Schwester meines Vaters und ihrem Mann: Gertrud und Ernst Bergmann.

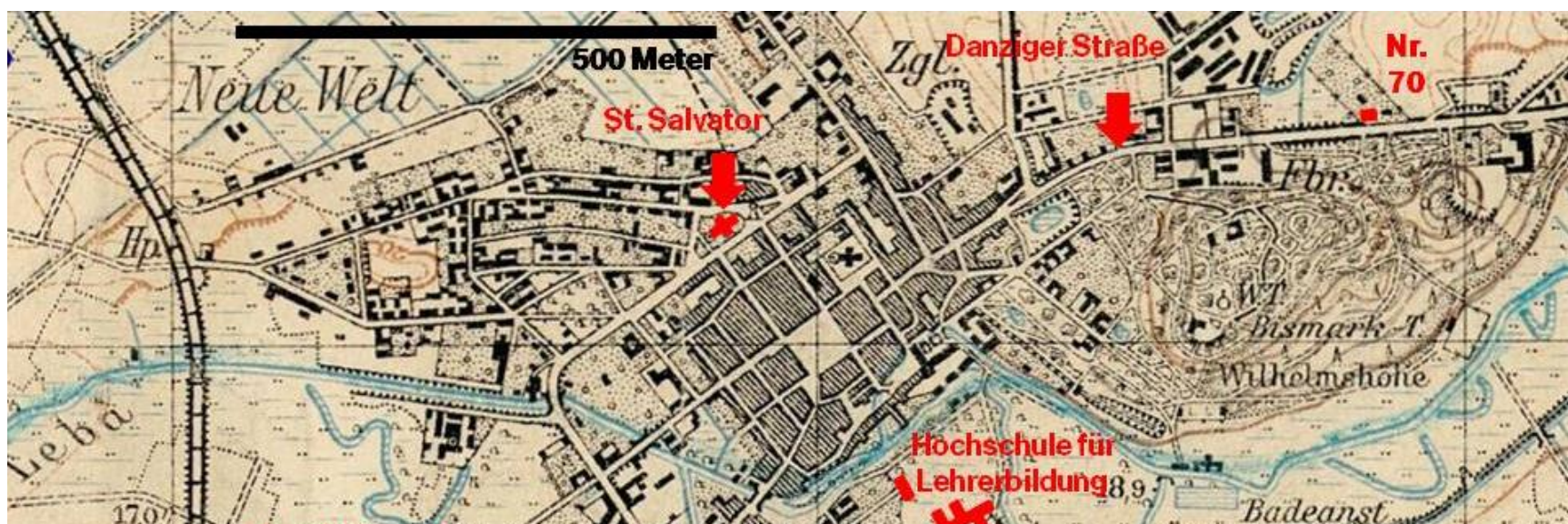
Als am 16. Juni der Anruf kam, dass Vater gestorben war, bestellten die beiden eine Taxe, und wir fuhren nach Beßwitz. Die 17-jährige Dore ging damals auf die höhere Schule in Köslin, sie sollte Abitur machen. Irmgard, sie war 18, hatte

dieselbe Schule besucht. Ich erinnere mich nicht, ob sie dort Probleme bekam oder Vater schon sein nahes Ende spürte – jedenfalls hatte er sie zurück nach Beßwitz geholt. Sie war also bei ihm, als er starb.¹

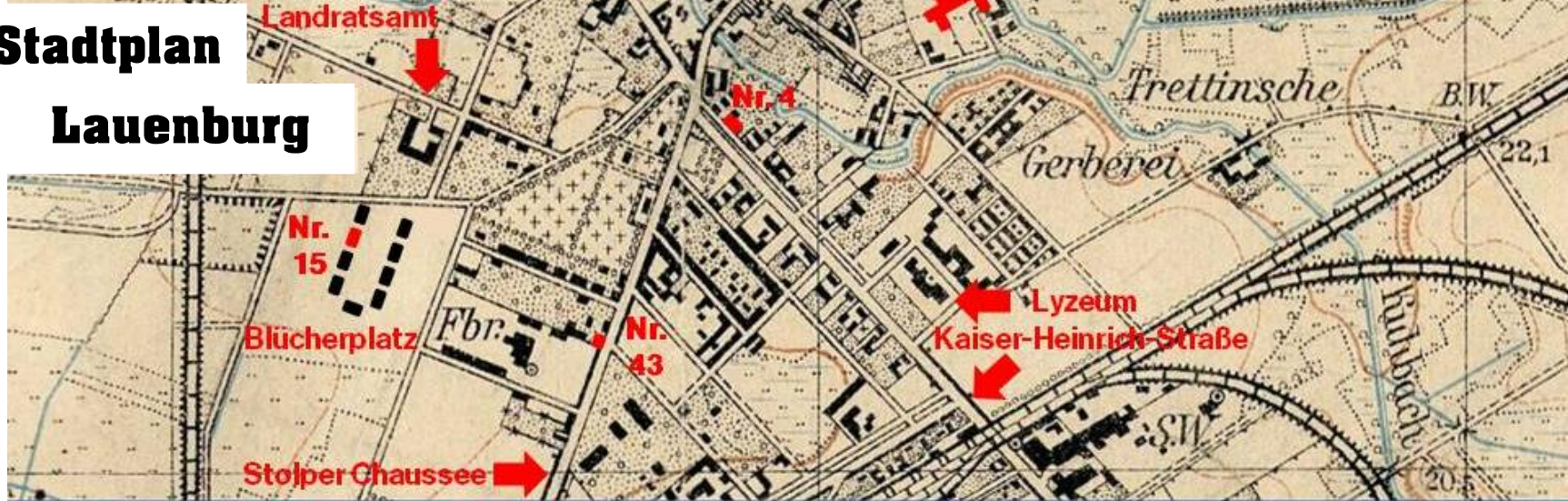
¹ *Anmerkung von Gerhard Will:* Dass Großvater die Älteste von der Schule nahm, um sich von ihr und nicht von der 14-Jährigen in den Tod begleiten zu lassen, scheint mir plausibel. Ich weiß nicht, wie gut Mutti in der Schule war. Im Krankenhaus hatte sie immer einen Schraubenzieher bei sich, fürchtete sich wohl vor nichts. Sie hatte wohl auch eine schnelle Auffassungsgabe, sonst wäre sie wohl kaum OP-Schwester geworden. Sie war auch sonst sehr rasch, in der Küche ging schon mal was zu Bruch und im Krankenhaus war sie berüchtigt dafür, mit den Krankenbetten mit Karacho um die Ecken zu kommen.

Großvater hat Mutti Herzrhythmusstörungen vererbt (Tachykardie). Da stellt sich ein Ruhepuls von über 100 ein, was sehr beklemmend ist. Mutti ist noch daran gestorben. Ich nehme seit 30 Jahren Beta-blocker. Nachteil ist, dass die Betarezeptoren auch an jedem Blutgefäß, also im ganzen Körper verteilt sind. Aber seit 15 Jahren habe ich Tabletten, die ich ganz gut vertrage.

Großvater hat wohl auch – wie Mutti und ich – an dem Gendefekt „Factor V Leiden“ gelitten. Das heißt, dass die Blutgerinnung verstärkt ist. Wenn es bei der Tachykardie zu Vorhofflimmern kommt, bilden sich Blutgerinnsel, die oft zu einer Embolie führen, was einen oft tödlichen Kreislaufschock auslöst, wie offensichtlich bei Mutti.



Stadtplan Lauenburg



DANZIGER STRASSE 70

Onkel Ernst war Oberlehrer. Die Gymnasiallehrer nannte man damals „Professor“, auch Alexanders Vater hieß in Itzehoe „Professor Kern“.

Ernst Bergmann war mit meinem Vater seit dem gemeinsamen Studium an der Universität Greifswald befreundet und – zumal in jungen Jahren – eine echte Frohnatur. Wir kannten ihn nur als schwerkranken Mann, aber er hat uns sein Leiden nie spüren lassen. Wegen seiner Tuberkulose war er frühzeitig pensioniert worden. Tante Trude hat ihn gepflegt und oft zu Liegekuren nach Davos begleitet. Offiziell galt er als „ausgeheilt“, sonst hätten wir ja nicht bei ihm wohnen dürfen.

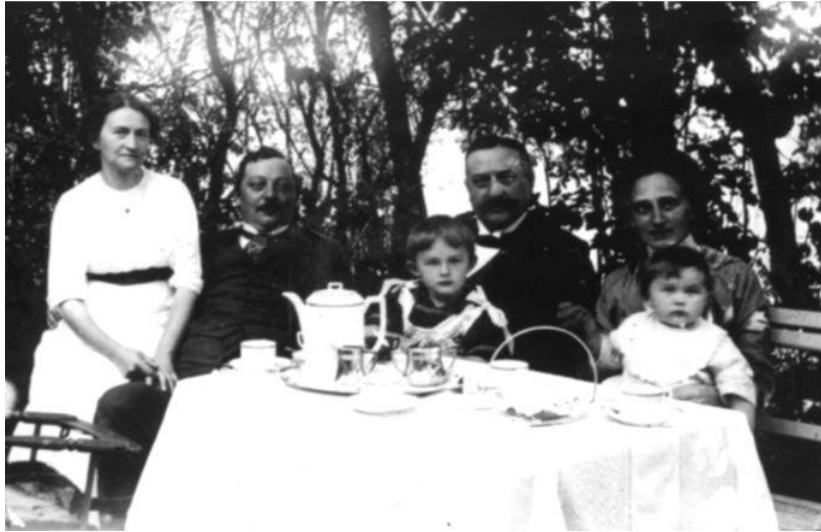
Mein Vater war sehr musikalisch, in seiner Studentenverbindung „Gilhemia“ war er ein großer Sänger, hat Opern aufgeführt. Ernst Bergmann machte mit und pflegte seinen Freund Martin Wulf gern mal auf den Arm zu nehmen: Er imitierte Martin als Dirigent oder am Flügel – zur Freude der Kommilitonen. Martin selbst konnte darüber wohl nicht so recht lachen, denn als er seine Schwester Gertrud in den Freundeskreis der Studenten einführte und sie sich bald darauf mit Ernst verlobte, kommentierte Martin mit einem Augen-



Gertrud und Ernst Bergmann, Beßwitz Juli 1931

zwinkern: „Ausgerechnet den suchst du dir aus, der mich immer derart lächerlich macht!“

Weil Ernst nur wenige Jahre gearbeitet hatte, bekam er eine entsprechend schmale Pension. Doch die Bergmanns leisteten sich eine geräumige und sicher auch kostspielige Wohnung in der Danziger Straße, in der so genannten Oberförsterei direkt am Lauenburger Stadtwald, der Wilhelmshöhe. Sie waren dort hingezogen, weil Onkel Ernst wegen seiner Krankheit regelmäßig Waldspaziergänge machen sollte – er brauchte viel Sauerstoff.



Bergmanns und Wulfs mit Irmgard und Dore, 1915

Meine Schwester Trudi und ich wohnten in einem sehr kleinen Zimmer. Neben dem Schlafzimmer von Tante und Onkel hatte Onkel Ernst ein Arbeitszimmer, es gab ein großes Esszimmer, einen wunderschönen Balkon, eine große Veranda, und im Souterrain befand sich ein weiteres Zimmer, in dem zwei Schüler als Pensionsgäste unterkamen.

Das Haushaltsgeld besserten die Bergmanns nämlich auf, indem sie regelmäßig an Schüler untervermieteten. Wenn der tägliche Heimweg für Oberschüler aus der weiteren Umgebung zu lang war, wohnten sie damals üblicherweise vor Ort in der Obhut solcher Pensionseletern. Die Kinder waren gut untergebracht, die Schularbeiten wurden regelmäßig überprüft – das war ja quasi Onkel Ernsts Beruf, er hat auch Nachhilfeunterricht gegeben.

Ein Schüler hat sogar von der Sexta bis zum Abitur bei Tante Trude logiert. Er hieß Fritz Paetsch, sein Vater führte eine Gastwirtschaft in Wierschutzin. Wenn Fritz nach dem Wochenende daheim zu uns zurückkehrte, brachte er häufig etwas für Tante Trude mit: selbstgebackenes Brot, Wurst oder Schinken – Dinge, die wir uns nicht leisten konnten und die deshalb eine hochwillkommene Aufbesserung unseres Speiseplans darstellten. Während unsere Mahlzeiten in der



Danziger Straße 70

Zwischen Martin Wulf und seiner Schwester Gertrud bestand enger und reger Kontakt. Die Bergmanns waren oft bei uns in Beßwitz zu Gast. Überhaupt war Vater sehr gastfreundlich – in den Ferien kamen sie alle zu uns. Ich erinnere mich, wie wir einmal zum Bahnhof in Beßwitz hinuntergingen, Irmgard und Dore waren schon eingetroffen, und nun warteten wir gemeinsam auf die Ankunft von Tante Trude und Onkel Ernst. Die kleineren Mädchen, Trudi und ich, tollten aufgeregt auf dem Bahnsteig herum, und ich fragte Dore in meiner kindlichen Begeisterung: „Freust du dich auch so, dass Tante Trude kommt?“ An ihrer Reaktion merkte ich, dass die älteren Schwestern offensichtlich schon einige Erfahrungen mit der Tante gemacht hatten – ich begann zu ahnen, dass das Verhältnis der Tante zu den Wulf-Kindern nicht gerade herzlich war. Die Tante spürte schon damals eine gewisse Verantwortung, weil Martin Wulf seine Frau so früh verloren hatte: Sie glaubte an uns herumerziehen zu müssen. Besonders Irmgard und Dore haben wohl unter dem Pflichtgefühl gelitten, das Tante Trude an ihnen auslebte.

Woche sehr einfach waren, gönnte Tante Trude sich und uns am Wochenende „BuHo“ = Butter und Honig aufs Brot.

Auch Irmgard und Dore waren bei Bergmanns untergekommen, bevor sie nach Köslin gingen. Überhaupt hatte mein Vater – selbst herzkrank – offensichtlich mit seiner Schwester Gertrud vereinbart, dass sie sich seiner vier Töchter annehmen sollte, wenn er einmal nicht mehr lebte.

Wir Kinder waren Strenge nicht gewohnt – mein Vater war ein wahrhaft gütiger Mensch, wie es ihn selten gibt. Wir wurden frei erzogen, und er hat sich sehr um uns bemüht. Das fiel mir neulich wieder ein, als ich zu meinem Sohn sagte: „Ich freue

Beßwitz, Juli 1931: Auf der Treppe Bergmanns mit Irmgard und Dore. Sitzend: Maria, Plienchen, Trudi

mich so, dass du dich derart intensiv mit deiner Tochter beschäftigst – ich habe den Eindruck, dass sie sehr an dir hängt.“

Onkel Ernst verhielt sich anders als seine Frau – Männer haben in solchen Fällen nicht das Gefühl, unbedingt erziehen zu müssen. Er wollte eher der „liebe Onkel“ sein. Nun war er natürlich auch krank und sehr korpulent – die Führung des Haushalts lag in ihren Händen. Dagegen entwickelte er die Angewohnheit, uns beim Essen ständig Geschichtsdaten abzufragen.

Damals stand im Herrenzimmer ein Ledersessel – das war so üblich, auch mein Vater hatte einen. Neben dem Schreibtischstuhl gab es diesen Sessel für den Mittagschlaf. Was mich damals schon abgestoßen hat (deshalb habe ich das von meinen Kindern nie verlangt): Jeden Morgen, bevor wir zu Schule gingen, mussten wir Onkel Ernst einen Kuss geben! Das war in vielen Familien gang und gäbe. Man wies uns an, ihn niemals auf den Mund, sondern immer nur auf die Stirn zu küssen. Das war mir ein Angang – er war ja so dick und häufig verschwitzt. Aber er war die Güte selbst.



Als Pensionär schrieb Onkel Ernst eine wöchentliche Kolumne für die Lauenburger Tageszeitung, in der er die politische Lage kommentierte. Diese Aufgabe nahm er sehr ernst. Wahr-

Tante Trude 1929

scheinlich hat er die Texte seiner Frau diktiert – sie war für ihre gute Handschrift bekannt.

Wenn der Redaktionsschluss nahte, verbreitete sich seine Unruhe im ganzen Haus – das Manuskript musste unbedingt rechtzeitig ans Verlagshaus Badengoth geliefert werden. Warum ist mir das in Erinnerung geblieben? Wahrscheinlich mussten wir Mädchen seinen Text zum Verlag bringen. Gemessen an der Kleinstadt Lauenburg war Badengoth eine recht große Druckerei mit angeschlossener Buchhandlung. Überhaupt gab es in Lauenburg sehr schöne Geschäfte, vor allem das Kaufhaus Zeeck, und sogar noch weitere Buchläden, darunter die „Buchhandlung Amtmann“.



Erstaunlich, wie weit dieser Ort im hintersten Pommern damals schon entwickelt war. Diese sprichwörtliche Provinz wurde im Westen Deutschlands gern bespöttelt. Doch dann kam ich nach dem Krieg nach Itzehoe, wo es noch nicht einmal Toiletten gab! Das konnte ich gar nicht verstehen – solche primitiven Zustände kannte ich aus Lauenburg nicht.

Vielleicht hängt das mit dem Einfluss der pommerschen Gutsbesitzer zu tun. Die sagten: „Wir sind zwar reich, aber wir haben kein Geld!“ Der Reichtum bestand in ihrer Tradition, die uns völlig verloren gegangen ist.

Apotheker Strelow gehörte zu jenen Kaufleuten im Ort, die den Bergmanns sehr achtungsvoll

Strelows Apotheke am Beginn der Danziger Straße

begegneten. Für den kranken und korpulenten Onkel Ernst war der Weg aus der Stadt zurück zur Wohnung eine besondere Tortur, denn die Danziger Straße führte stetig bergan. So pflegte er auf dem Heimweg im „Sanitätshaus Walter Strelow“ Zwischenstation zu machen und sich auf einem Stuhl auszuruhen. Gleichzeitig waren wir als große Familie gute Kunden in der Apotheke. Die Strelows waren ein sehr liebes und faires Ehepaar. Die Freundschaft zu unserer Familie blieb auch nach Onkel Ernsts Tod bestehen.

Tante Trude litt unter einer sehr schmerzhaften Gürtelrose. In unserem Haus in der Danziger Straße wohnte unten das Hausmeisterehepaar Schneider – er trank gern zu viel, und sie war dafür bekannt, Warzen und Gürtelrosen „besprechen“ zu können. Weil wir dazu erzogen wurden, so etwas für Aberglauben zu halten, parodierten wir das „Besprechen“ mit dem Vers:

Rose, Rose, weiche,
such dir 'ne andere Leiche!



Ein paar Häuser von der Oberförsterei entfernt wohnte Onkel Ernsts Kollege und guter Bekannter, Professor Brakhage. Brakhage war Witwer, er besuchte uns oft. Wir Kinder empfanden ihn als ein wenig kauzig, ich weiß noch, dass Trudi und ich oft über ihn gelacht haben. Seine Tochter studierte Jura. Er war also allein, wollte im Urlaub aber Gesellschaft

haben und suchte sich die 17-jährige Dore als Reisebegleitung aus. Dore sah von uns Schwestern am besten aus, war groß gewachsen, hatte dunkles, gelocktes Haar. Ich war damals naiv und unerfahren, dachte mir nichts dabei. Aber

seltsamerweise hat auch Tante Trude diesen Urlaub zu zweit gebilligt. Erst Jahrzehnte später kam mir das wieder in den Sinn, und ich fragte Dore nach dieser Reise: „Dass Tante Trude das damals erlaubt hat ...“ Sie antwortete sofort: „Maria,

denk gar nicht erst weiter! Es ist nichts gewesen!!“ Aber erstaunlich finde ich es schon, dass meine Tante Brakhages Ansinen unterstützt hat.

Die Danziger Straße war die beste Wohngegend, wir hatten einen kleinen Garten mit Stall. Tante Trude hielt eine Ziege, weil Onkel Ernst regelmäßig Ziegenmilch trinken sollte. Sie hat sich überhaupt sehr um Onkel Ernsts Gesundheit bemüht.

Und als er dann starb, sagte sie: „Ach, wir haben immer gedacht, er stirbt an seiner Krankheit, und nun stirbt er am Schlaganfall!“



Das Kaufhaus Zeeck dominiert den Lauenburger Marktplatz

STOLPER CHAUSSEE 43

Die Luft in der Lauenburger Kirche St. Salvator war noch schlechter als in Kirchen üblich; ob es an mangelnder Lüftung lag, weiß ich nicht. Ich erinnere mich jedenfalls, dass auf der Empore häufig Chorsänger umfielen.

Im Herbst war ich mit Onkel Ernst eines Sonntags allein in die Kirche gegangen, als er während des Gottesdienstes ohnmächtig wurde. Viel bekam ich nicht davon mit, denn sofort waren etliche Leute um ihn herum. Da bin ich in meiner Angst nach Hause gelaufen. Tante Trude fragte: „Wieso kommst du denn jetzt?“ Ich konnte vor Aufregung kaum sprechen.

Heute noch höre ich Onkel Ernst röcheln – furchtbar! Unser Hausarzt



St. Salvator

Dr. Nagorsen betreute ihn natürlich, aber er sprach sofort von einem schweren Schlaganfall und machte Tante Trude keine Hoffnung. Acht Tage lang hat Onkel Ernst zu Hause in seinem Bett gelegen – damals war in einem solchen Fall nichts zu machen. Er war genau wie mein Vater 55 Jahre alt, im besten Mannesalter.

Für Tante Trude war das die Katastrophe. Innerhalb eines halben Jahres hatte sie ihren liebsten Bruder und ihren Mann verloren. Jetzt war sie allein verantwortlich für ihre vier halbwüchsigen Nichten. Ich weiß noch, wie sie in der Nacht oft geweint hat.

Trudi und ich lebten damals gerade ein halbes Jahr in Lauenburg. Tante Trude konnte die teure Wohnung nicht mehr halten, und so zogen wir



Stolper Chaussee 43

Unseren langjährigen Logiergast Fritz Paetsch nahmen wir in die neue Wohnung mit – wir hielten auch nach seinem Abitur Kontakt, bis zur Flucht 1945. In der Stolper Chaussee gab es für ihn ein Fremdenzimmer zwei Treppen höher, unterm Dach. Das war sicher mal für das Hausmädchen eingerichtet worden. Die Toiletten befanden sich für alle, auch für uns, im Treppenhaus, wie damals allgemein üblich.

In der Wohnung selbst, im ersten Stock, wohnte Tante Trude mit uns vier Mädchen. Ich teilte mit Trudi ein kleines Zimmer. In Tante Trudes Schlafzimmer schlief auch Dore, dann kam das schöne Wohnzimmer und eine geräumige Küche.

Ende 1931 in die vergleichsweise primitive Wohnung in der Stolper Chaussee Nr. 43.

Die Hausbesitzerinnen namens Schulz nannten wir immer nur „die Alten“, obwohl sie noch gar nicht so alt waren. Sie wohnten im Erdgeschoss und beobachteten genau, wer das Haus betrat und verließ. Die beiden Damen erklärten sich als einzige bereit, Tante Trude mit ihren vier Mädchen als Mieterinnen zu akzeptieren. Aber Haustiere duldeten sie nicht – Tante Trude musste daher ihre geliebte Katze abgeben.

Als Vater starb, nahm Tante Trude Dore von der Schule in Köslin – Irmgard war ja bereits abgegangen. Ich nehme an, dass die Tante sich sagte: „So begabt sind die Mädchen nicht, dass es sich lohnen würde, für ihre weitere Ausbildung Opfer zu bringen.“ Dore hätte das Abitur sicher geschafft. Am

begabesten von uns vieren war allerdings Trudi. Aber für Tante Trude spielte das in diesem Moment keine Rolle mehr. Ich weiß nicht, was sie an Waisengeld für uns bekam, oder ob Vater eine Lebensversicherung hatte – jedenfalls hatte er für uns gespart: Jedes der Mädchen besaß ein Bankkonto mit 2000 Mark: Das Geld sollte für unsere Aussteuer sein. Weil ich die Jüngste war, bekam ich von solchen Erwägungen und Problemen am wenigsten mit – mit mir hat nie jemand darüber gesprochen. Früher war das Geld in der Familie kein Thema. Was die Tante beschloss, wurde getan. Wir mussten gehorchen.

So kamen die älteren Schwestern ebenfalls zu uns nach Lauenburg, um Geld zu verdienen. Irmgard fand eine Stelle im Krankenhaus, weil Chefarzt Dr. Nagorsen ein persönlicher Freund der Familie war. Sie entwickelte sich zu einer sehr tüchtigen Krankenschwester, wurde aber in der Stellung widerlich ausgenutzt. Weil es am Krankenhaus Diakonissen gab, trat sie in diese Gemeinschaft ein und trug die dunkelblaue Tracht. Bald reichte es ihr derart, dass sie das Handtuch warf und „braune Schwester“ wurde, also von der Gemeinde beschäftigt wurde: Die Nazis hatten vor allem auf dem Lande Krankenstationen eingerichtet, und die dort tätigen Schwestern trugen weiße Hauben zu brauner Tracht.



Irmgard (rechts) als Diakonisse – 1933

Wahrscheinlich wollte Irmgard Lauenburg auch geografisch entkommen, jedenfalls ging sie nach Rummelsburg, der nächsten größeren Stadt – übrigens Verwaltungssitz des Kreises, zu dem Beßwitz gehörte. Aber weder sie noch Trudi wollten in der alten Gemeinde des Vaters arbeiten.²

² *Anmerkung von Gerhard Will:* Mutti war gerne Krankenschwester und hat gerne Tracht getragen.

Es stimmt nicht, dass sie weggegangen ist, weil sie bei den Diakonissen „widerlich ausgenutzt“ wurde. Sie sagte öfters, dass sie nie mehr so viele falsche Leute getroffen habe wie dort bei den alten Jungfern.

Mein Vater hatte die Hochschulreife auf dem zweiten Bildungsweg erworben, war deswegen später mit der Ausbildung fertig und machte seine 2. Staatsprüfung erst auf seinem letzten Fronturlaub. Er hatte also wenig Dienstjahre, als er fiel. Das heißt, Mutti musste im Gegensatz zu den Schwestern dazuverdienen. Der größte Teil des Zuverdienstes wurde allerdings auf die Pension wieder angerechnet. Es war also schwierig, auf einen grünen Zweig zu kommen. Hinzu kam, dass wir, als wir 1949 mit dem Rucksack aus der russischen Zone kamen, unerwünscht waren und keinerlei Lastenausgleich erhielten. Selbst bei der Schülerspeisung mussten wir zukucken. Jahrzehntlang wurde Mutti von den Behörden schikaniert. Lediglich Friedrich Schumann interessierte sich dafür, und als er schließlich Sekretär vom Petitionsausschuss war, erreichte er kurz vor Ihrem Tod, dass sie viel mehr Geld bekam.

Im Gegensatz zu [Maria] sah Mutti keine Möglichkeit, als Krankenschwester die fehlenden Kröten zu verdienen. Sie ging deshalb zum

Dore machte eine Ausbildung als Weißnäherin in dem Wäschegeschäft Baum. Sie besaß ungeheuer geschickte Finger, was sie in diesem Beruf trefflich zeigen konnte. Uns tat sie immer sehr Leid, weil wir diese Tätigkeit doch mehr oder weniger als unserem Stand nicht angemessen empfanden. Jeden Tag fragte ich sie mitleidig: „Was musstest du denn heute wieder nähen?“ Bis sie eines Tages sagte: „Ach Maria, lass doch das Fragen.“

Was sie selbst bei dieser Arbeit empfunden hat, weiß ich nicht genau. Sie hat sich nicht dazu geäußert – das durften wir ganz einfach nicht. Tante Trude war ja froh, überhaupt eine Stelle für ihre Schützlinge zu bekommen. Sie nutzte dazu ihre

Arbeitsamt. Dort wurde sie nach ihren Fähigkeiten befragt. Da sie kein Abitur hatte und nicht mit 10 Fingern Maschine schreiben konnte, erhielt sie nur Stellen als ungelernete Arbeiterin, also schmutzige Akkordarbeit mit gesundheitsschädlichen Chemikalien im Stehen. Das wäre [Maria] sicher ähnlich gegangen. Vielleicht hätte sie Glück gehabt und erfahren, dass das Arbeitsamt einen Schreibmaschinenkurs bezahlt. Dann hätte sie Angestellte werden können. Aber wir kannten uns damals nicht aus und Ihr wohl auch nicht.

Mit über 50 ist man für Akkordarbeit zu alt. Als ich schließlich ans Studieren kam, rechnete ich aus, was von den 240 DM Stipendium bleibt, wenn sie weiter arbeitet. Ich gab ihr die Hälfte ab und überredete sie aufzuhören. Vom restlichen Geld kaufte ich Fahrkarten, Klamotten, Fachbücher ... und lebte wie die Made im Speck.

Maria 1933

Kontakte in der Stadt. Und wenn sich eine Gelegenheit ergab, wurde sie ohne Wenn und Aber akzeptiert.

Ich bin in Lauenburg noch zwei Jahre zur Schule gegangen: 1933 beendete ich die Untersekunda und hatte damit die mittlere Reife.

Damals war es allgemein üblich, ein Hausmädchen zu beschäftigen. Auch wir hatten eins, obwohl doch kaum Geld da



war. Das Mädchen wird wohl sauber gemacht haben. Und die Pflichten in der Küche teilte es sich mit Tante Trude. Irmgard und Dore arbeiteten bereits und kamen für solche Aufgaben nicht in Frage.

Am Herd war ich schon als junges Mädchen sehr anständig – wenn es in der Küche etwas zu tun gab, musste immer ich kochen. Dore und mir lag das mehr als den anderen Schwestern: Trudi zum Beispiel empfand diese Pflicht ihr ganzes Leben lang als unangenehme Belastung. Sie war auch später als Pfarrersfrau immer sehr glücklich, wenn ich sie besuchte und ihr das Kochen abnahm nach dem Motto: „Maria, du machst mir doch das Mittagessen, nicht?“ Was ich gern getan habe.

Bei der Hausarbeit halfen wir auch. Wenn wir mittags nach Hause kamen, mussten wir zunächst unsere Zimmer machen, dann die Wohnstube. Dann wurde zu Mittag gegessen, und anschließend mit Tempo wieder zur Arbeit.



Rummelsburg

Maria und Dore 1936

Ich erinnere mich, dass einmal eine Freundin von Tante Trude zu Gast war, und im Vorübergehen hörte ich die Dame fragen: „Wie kommst du denn mit Maria zurecht?“ Tante Trudes Antwort: „Mit den Mädchen habe ich keine Probleme.“ Da dachte ich bei mir: „Was sollten wir auch wohl für Probleme machen?“

Ich war die kritischste der Schwestern, weil Vater mich am meisten verzogen hatte. Umso mehr spürte ich, wie mir seine Liebe fehlte. Die konnte mir Tante Trude natürlich nicht geben. Vater hat seine Zuneigung sicher auch übertrieben: Ich weiß, dass meine Schwestern häufig eifersüchtig auf mich waren. Heute kann ich das verstehen, damals empfand ich das als seine ganz natürliche Fürsorge.

Weil ich Vater besonders nahe stand, habe ich unter seinem Verlust wohl auch intensiver gelitten. Entsprechend schwer konnte ich mich mit der neuen Situation im Haus von Onkel und Tante abfinden, und das ließ ich die anderen auch fühlen. Tante Trude spürte es sicherlich. Deswegen hatte ich den deutlichen Eindruck, dass sie Irmgard und Trudi lieber mochte als mich.



Wenn ich jetzt zurückdenke, dann empfand ich die Atmosphäre im Haus meiner Tante als unfreundlich. Sie hatte bestimmt große Not, uns durchzubringen. Ich erinnere mich zum Beispiel an keinen einzigen Geburtstag in dieser Zeit. Sicher wurde für jede der Schwestern zu ihrem Wiegenfest ein kleiner Gabentisch hergerichtet. Aber gefeiert haben wir nie. Denn ich weiß noch genau, wie beeindruckt ich war, als ich einmal zur Geburtstagsfeier einer Schulfreundin eingeladen war – so etwas kannte ich nicht.

Aber ich erinnere mich an das erste Weihnachten bei Tante Trude, 1931. Wahrscheinlich war es die Tante selbst, die uns vier Mädchen Vergrößerungen eines Fotos von meinem Vater auf den Gabentisch stellte. Das ist mir sehr schwer geworden – ich wollte das Bild eigentlich gar nicht haben.

Wir bekamen eine neue Adresse, ohne umzuziehen: Die Stolper Chaussee hieß jetzt Adolf-Hitler-Straße. Zu dieser Zeit setzten die Nazis ihre Rassengesetze durch: Die Juden mussten auf der Straße gehen, dann wurden sie gezwungen, den Stern zu tragen. Ich muss sagen: Was das Bewusstsein um diese Vorgänge angeht, war ich damals noch ein Kind. Bei

uns zu Hause wurde man bis ins Erwachsenenalter wie ein Kind behandelt. Man durfte bei den Unterhaltungen der Erwachsenen nicht dabei sein. Man durfte seinen Mund nicht aufmachen.

Ich erinnere mich, wie ich eines Tages wahrnahm, dass einer unserer Nachbarn plötzlich den Judenstern trug. Auch die



BdM-Marsch

„Reichskristallnacht“ nahmen wir zur Kenntnis. Aber wir haben uns nicht gefragt, was dahinter steckt!

Leider unterstützte Tante Trude die NSDAP mit großer Begeisterung. Ihren ersten Faux pas leistete sie sich schon während der Weimarer Republik, in Beßwitz. Der Major wusste, dass sie mit den Nazis sympathisierte, und eines Tages war sie bei uns zu Besuch, als gewählt wurde. In der Wahlurne fand sich eine einzige Stimme für die NSDAP, was zu ernststen Auseinandersetzungen mit dem Major führte: „Das kann nur Ihr Besuch gewesen sein!“, warf er meinem Vater vor. Onkel Ernst und mein Vater waren strikt gegen die Nazis und der Gutsbesitzer eben auch, aber Tante Trude ließ sich davon überhaupt nicht beirren. Durch Onkel Ernsts Tätigkeit als Kolumnist beschäftigte auch sie sich viel mit Politik, und irgendwie hat sie einen Draht zur braunen Bewegung gehabt. Warum, kann ich nicht sagen.

Als wir dann bei Tante Trude wohnten, durften wir in den Bund deutscher Mädel³ eintreten und machten dort zum Beispiel Frühsport, mussten aber sonntags zur Kirche gehen – und kamen regelmäßig zu spät, weil die Dienststunden direkt vor

³ Bund Deutscher Mädel – Jugendorganisation der Nationalsozialisten



**BdM-Spange und
BdM-Gruppen-
wimpel**

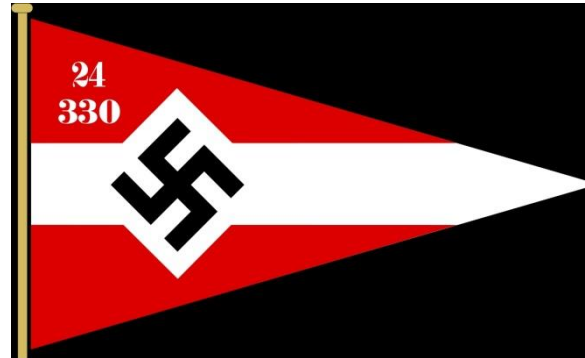
**Maria in BdM-
Uniform 1936**



dem Gottesdienst angesetzt waren.

Meine Schulkameradin Lieselotte war BdM-Führerin, und ich empfand es damals als Anerkennung, als sie mich zur Wimpelträgerin bestimmte. Heute glaube ich, sie fädelte das extra raffiniert ein, nur um mich vom Gottesdienst abzuhalten und mir das Leben schwer zu machen, denn sie wusste genau, dass unsere Familie weiterhin zur Kirche hielt. Die Wimpelträgerin hatte grundsätzlich immer Dienst, auch am Sonntag. Eines Tages wurde ein HJ-Junge von der Eisenbahn überfahren – natürlich marschierte ich im Trauerzug mit. Ich sehe heute noch vor mir, wie ich den Wimpel dann senken musste.

Lieselotte zählte zu den besten Schülerinnen. Ich habe sie viele Jahre später in



Eckernförde besucht und erlebte sie als sehr zugeknöpft – sie konnte sich angeblich an gar nichts mehr erinnern. Sie war inzwischen Rektorin der Mädchenschule und hatte sicher Angst, dass ich etwas über ihre Vergangenheit ausplaudern könnte. Damals habe ich mir nichts weiter dabei gedacht, aber auch meine Freundin Christel hat Lieselotte besucht und empfand sie als genauso reserviert.

Jedenfalls waren wir in den 30er-Jahren völlig naiv und dumm. Wir wurden von Tante Trude in einem sehr engen Umfeld erzogen. Nirgends durften wir hingehen.

BLÜCHERPLATZ 15

Über den vom Staat geförderten Wohnungsbau (vielleicht auch über die Partei) kam Tante Trude in den Genuss eines Baudarlebens – die gesamte Siedlung am Blücherplatz entstand auf diese Weise. Wir waren ja Waisen und galten als kinderreiche Familie. Anders wäre ein Hausbau natürlich nie möglich gewesen.

Tante Trude war gut mit Frau Benkendorff befreundet, der Witwe eines Superintendenten. Wie die Tante vermietete auch sie mehrere Zimmer. Beide waren an einem Haus interessiert, und so wurden wir 1936 am Blücherplatz Nachbarn, bewohnten je eine Hälfte des nagelneuen Hauses Nr. 15. Ich nehme an, dass Frau Benkendorff meiner Tante bei der Planung und beim Hausbau sehr



Maria auf der Baustelle Blücherplatz 15 – 1936

geholfen hat. Aber natürlich war auch Tante Trude durchaus nicht dumm.

Ihr Kommentar: „Ihr habt keine Eltern, kein Elternhaus. Ob ihr mal heiratet, steht in den Sternen. Und so habt ihr wenigstens ein Haus, in dem ihr euch nachts schlafen legen könnt.“

Weil die Tante nun ein eigenes Heim besaß, konnte sie auch wieder eine Katze halten: Teddy war ein braun-weiß getigeter Kater, den wir alle sehr verwöhnt haben. Aber ich glaube, ich habe mich am intensivsten um ihn gekümmert. Teddys Kissen lag auf der Heizung, das war sein Stammplatz – hoch und warm. Ich erinnere mich noch an das „Theater“, als er sterilisiert werden musste, und wie ich ihn bedauert habe, als er vom Tierarzt zurückkam.

Eines Abends verschwand Teddy und tauchte die ganze Nacht nicht wieder

auf, was Tante Trude in helle Aufregung versetzte. Wir liefen stundenlang durchs Viertel und riefen nach ihm. Am nächsten Tag erschien er wieder – nicht verschmutzt, wie wir erwartet hätten, sondern vollkommen sauber, was Tante Trude zu der Bemerkung veranlasste: „Irgendjemand hat Teddy eingesperrt – nur um mich zu ärgern!“

Dores Schulfreundin Erika Greinke wohnte in Neuendorf, sie besuchte uns häufig, meist über Mittag. Ich erinnere mich, dass sie oft wunderbare Jasmin-Sträuße von zu Hause mitbrachte. Sie arbeitete inzwischen als Bürogehilfin bei dem Steuerberater Schwarzkopf. Und über sie bekam ich meine erste Stelle. Man musste ja nehmen, was man kriegen konnte. Ich hätte mich sicher auch für eine Kochlehrstelle geeignet – aber wie sollte man die bekommen?

Schwarzkopf führte die Bücher für die großen Kaufhäuser – Lauenburg hatte, wie gesagt, viele Geschäfte. Schwarzkopfs Tochter half mit im Büro, und es gab auch eine weitere Angestellte, die aber nicht den großen Durchblick hatte.

Ich habe mich bei Erika anfangs ganz dumm angestellt. Rückblickend muss ich über meine Schulerfahrung sagen: Man lernt nichts, was man im praktischen Leben gebraucht – es sei denn, man geht auf eine Handelsschule. Die gab es in

Lauenburg nicht. Jedenfalls hat Erika mich mit viel Geduld ausgebildet. Ich weiß noch, dass ich Fehler machte und das auch merkte, aber den Fehler nicht fand. In meiner Verzweiflung bat ich sie dann: „Erika, nun such du doch mal.“ Dann bewunderte ich sie, denn sie entdeckte den Fehler sofort.

Doch nach einem oder anderthalb Jahren gab sie ihre Stellung auf – wahrscheinlich hatte sie schon spitzgekriegt, dass Schwarzkopf Jude war und irgendwann würde aufhören müssen. Für sie war der Weg von und nach Neuendorf auch recht weit, jeden Tag legte sie ihn mehrmals zurück. Sie fand im Neuendorfer Sägewerk eine neue Arbeit. Ganz naiv fragte ich sie: „Mensch, warum gehst du hier weg – du hast doch eine so gute Stellung hier?“

Heute glaubt uns niemand mehr, dass wir von der Judenverfolgung einfach nichts mitbekommen haben. Als Erika fortging, wurde mir ihre ganze Arbeit übertragen, und in dieser Zeit habe ich am meisten gelernt – weil ich allein verantwortlich war. Ich glaube, Erika verließ die Firma zur Jahresmitte. Im folgenden Dezember mussten wir dann die Bilanzen der Kaufhäuser aufstellen, und ich hatte in diesen Monaten doch genug gelernt, um als „bilanzsicher“ zu gelten. Ich konnte dem Chef alles vorarbeiten, er brauchte die Bilanz nur noch auf ihre

Lauenburg, Rathaus

rechnerische Richtigkeit zu überprüfen. Wir mussten damals viel kopfrechnen. Schon die Einarbeitung machte mir viel Spaß, und der Chef hat meine Leistungen ausdrücklich anerkannt. Schreibmaschine schreiben brachte ich mir als Lehrling in diesem Büro selbst bei. Und ich konnte auch Stenografie – hatte also alles im Griff. Dabei habe ich nie einen Steno-Kurs besucht, sondern mir alles bei Trudi abgeguckt, die einen Lehrgang in Steno absolvierte. Den Rest brachte mir Erika bei. Schwarzkopf merkte bald, dass ich die Schreibmaschine gut beherrschte, und begann mir in die Maschine zu diktieren, denn ich konnte schnell und fehlerfrei schreiben – und alles mit zwei Fingern, denn das Zehn-Finger-System habe ich nie gelernt!

Grundsätzlich ging Schwarzkopf persönlich zu seinen Klienten und machte den monatlichen Abschluss. Daher wunderte ich mich, als er mir später so sehr



vertraute, dass er mich allein in die einzelnen Firmen schickte, um zum Beispiel Ordnung zu schaffen in den Belegen und so weiter. Die Listen und entsprechende Kopien führte man damals ja grundsätzlich handschriftlich. Wenn ich im Nachhinein darüber nachdenke, schickte er mich vielleicht deshalb zu seinen Kunden, weil er als Jude damals schon nicht mehr gern in den Geschäften gesehen wurde. Das war mir aber nicht klar.

Trudi ging mit der mittleren Reife ein Jahr vor mir von der Schule ab und wurde in das große Kaufhaus Zeeck ins Büro geschickt. Dort machte sie ihre Lehre als Büroangestellte.

Was wir damals geleistet haben! Um 12 Uhr hatte sie Mittagspause und musste laufen, um rechtzeitig zum Steno-Unterricht kommen, der im Lyzeum in der Goethestraße stattfand. Geld für ein

Lauenburg, Landratsamt

Fahrrad gab es natürlich nicht. Dann rannte sie nach Hause, aß hastig ihr Mittag, um rechtzeitig wieder ins Büro zurückzukehren. Ich habe sie in dieser Zeit sehr bedauert. Aber sie war sehr begabt, hat Schreibmaschine und Steno derart blendend gelernt, dass sie später vom Landrat ausschließlich als Stenotypistin engagiert wurde. Zuvor arbeitete sie in der Telefonzentrale des Landratsamts, aber da ist sie nicht lange gewesen.

Der Landrat Dr. Kressmann war Jude, was wir damals nicht wussten. Wir verstanden auch nicht, warum er eines Tages gehen musste. Die Kressmanns waren ein sehr nettes Paar – eine von uns Schwestern war mit der Tochter zur Schule gegangen. Es hieß, Dr. Kressmann sei nach Berlin gegangen – wahrscheinlich ist er ausgewandert.

Sein Nachfolger war Dr. Berlin – bei dem arbeitete Trudi ein Jahr lang als Stenotypistin. Er war sehr beschäftigt, und Trudi musste oft genug bis tief in die Nacht Überstunden machen, um die Stenogramme aufzunehmen, denn tagsüber saß sie am Telefon. An solchen Abenden ging dann Tante Trude hin, um sie vom Amt abzuholen, weil sie derart Angst um uns hatte. Dabei war es ja gar nicht weit vom Landratsamt bis zu unserem Haus am Blücherplatz.



Durch Trudis Überlastung ergab sich 1935 dann wohl auch die neue Stellung für mich. Ich musste bei Steuerberater Schwarzkopf aufhören, ohne zu wissen warum. Tante Trude wusste ganz sicher, dass er Jude war. Schwarzkopf entließ mich ohne weiteres. Aber ich hatte nur zwei Jahre gelernt. Doch ich hatte für die Angestelltenversicherung geklebt, und deshalb bekomme ich heute noch meine (sehr kleine) Rente

(Kartenvorlage: Ziegelbrenner)



ausgezahlt, die uns durchaus hilft (ebenso wie die 40 Mark pro Monat und Kind, die ich als „Trümmerfrau“ erhalte).

Jedenfalls trat ich die Stelle als Telefonistin im Landratsamt an – ich löste Trudi ab, sie konnte sich jetzt ganz auf die Stenogramme konzentrieren, und die nächtlichen Überstunden waren nicht mehr nötig. Ich höre noch, wie Trudi sagte:

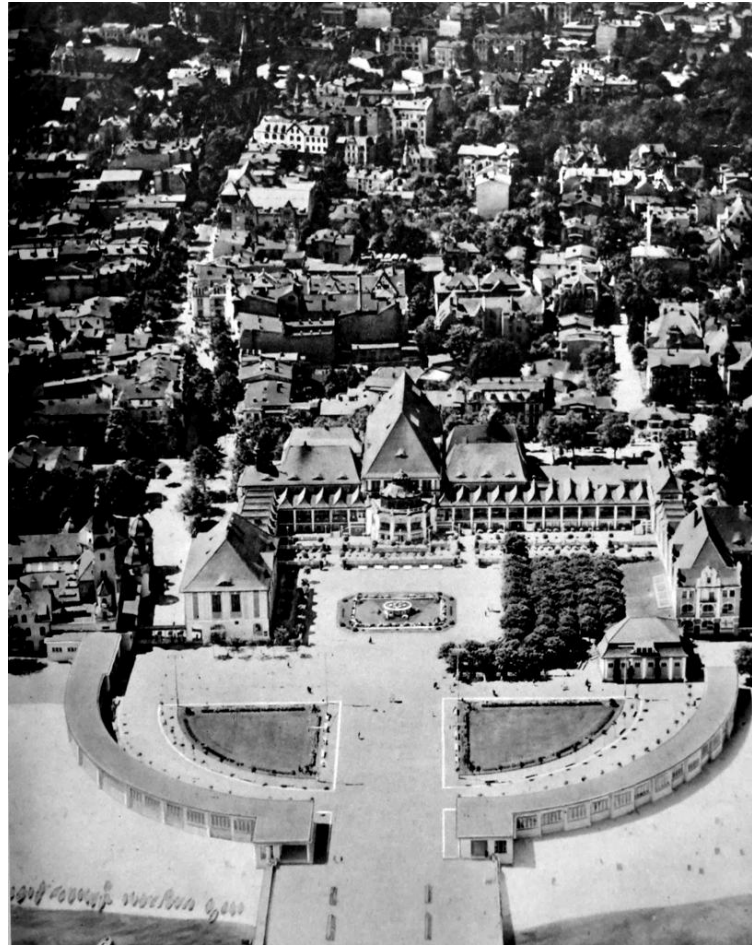
„Mensch, Maria, du lernst das so schnell – ich habe mich anfangs viel dümmer angestellt.“ Es gab immer viel zu tun – neben dem Telefon betreuten wir auch den Postversand, packten Pakete und so weiter. Es war sehr schön, mit Trudi zusammenzuarbeiten. Zum Mittag gingen wir gemeinsam nach Hause zum Blücherplatz. Egal wie stark wir gefordert wurden – ich war gern im Landratsamt und habe die Anstrengungen gar nicht als Arbeit empfunden. Erst wenn wir nach Hause kamen und Tante Trude uns für die Aufgaben im Haushalt einteilte, dann fing die Arbeit richtig an!

Es dauerte nicht lange, und Dr. Berlin musste ebenfalls gehen – weil er kein Parteigenosse war. Darauf kam Dr. Heemann: Ich sehe noch das goldene Parteiabzeichen an seinem Revers – er war PG der ersten Stunde.

In der Nazi-Zeit waren Betriebsausflüge mehr oder weniger Pflicht geworden. Zu solchen Gelegenheiten wurde der ganze Betrieb geschlossen, die Belegschaft machte einen Ausflug und wurde beköstigt, anschließend tanzte man. Aber die Hauptsache war das gute Essen. Einmal fuhren wir mit den Kollegen vom Landratsamt per Bus nach Oliva oder Zoppot bei Danzig. Eine Bahnreise wäre zu umständlich gewesen – die Züge waren während der Fahrt durch den polnischen Korridor versiegelt. Die Grenze zu Polen wurde schwer bewacht.

Allerdings musste natürlich auch der Bus den Korridor passieren – ich kann mich aber nicht erinnern, wie auf dieser Fahrt die Grenzformalitäten abgewickelt wurden.

Heemann war damals gerade erst Landrat geworden. Vielleicht kannte er die anderen Kollegen noch nicht so gut oder er wollte sich einfach nur erkenntlich zeigen – jedenfalls bekamen Trudi und ich in dem Lokal plötzlich beide ein Glas mit Danziger Goldwasser serviert! Der Ober sagte: „Das kommt vom Landrat!“ Was waren wir stolz ... als einzige erhielten wir beide diese „Auszeichnung“! Solche eine Ehre wurde uns zum erstenmal zuteil. Dass wir überhaupt beachtet wurden, war uns völlig neu. Als Waisenkinder waren wir es gewohnt, ständig herumgeschubst zu werden. Natürlich waren wir ver-



Ostseebad Zoppot

schüchtern – woher sollte der Rückhalt denn kommen, wenn man keine Eltern hat? Unter der Strenge der Tante haben wir ja eher gelitten.

Auch im Nachhinein finde ich Heemanns Geste sehr nett – er bewies augenfällig: „Ich habe Kontakt zu euch! Ich komme gut mit euch aus.“ Als Rechtsanwalt war er es gewohnt, mit Büropersonal umzugehen. Er blieb aber auf Distanz und ließ uns das Goldwasser vom Ober servieren. Solchen Likör hatten wir noch nie probiert – woher auch? Aber er hat mir wunderbar geschmeckt.

Diese Geschichte kennt auch unser langjähriger Freund Otto Kolbe aus Itzehoe: Letztes Jahr hat er mir deshalb eine Flasche Danziger Goldwasser geschickt! Ich fand es

ulzig, dass er sich noch Jahrzehnte später an diese Episode und meine Vorliebe erinnerte.

Dr. Heemann besuchte uns einige Jahre nach dem Krieg in Itzehoe. Wir wohnten damals noch in unserer ersten Ein-Zimmer-Wohnung in der Poststraße. Wieso ich Kontakt zu ihm aufgenommen hatte, weiß ich nicht. Ich sehe ihn noch neben der Tür auf unserem einzigen Stuhl sitzen. Alexander wurde damals für Klavierunterricht mit Zigaretten bezahlt, die er aber nicht rauchte. Wir schenkten dem starken Raucher Heemann ein Päckchen, und ihm traten die Tränen in die Augen. Nach dem Krieg durfte er zunächst nicht amtieren und arbeitete als Nachtwächter. Er hatte mittlerweile mehrere Kinder und wohnte irgendwo in Schleswig-Holstein auf dem Lande. Eines Tages gründete er dann mit Rechtsanwaltskollegen eine Sozietät in Hamburg.

Viele Jahre später musste ich für unsere Rentenanträge meine Jahre im Landratsamt nachweisen. Ich besaß einen Gehaltsauszug, der belegte, wie viel ich monatlich verdient hatte. Doch das genügte der BVA nicht, ich musste Zeugen benennen. Also schrieb ich an Heemann und bat um Bestätigung meiner Arbeitstätigkeit. Er reagierte prompt. Mir bleibt seine Formulierung „Frau Kern war eine prächtige Mitarbeiterin“ im Gedächtnis. Das klang in diesem Zusammenhang übertrieben

und lustig, aber es stimmt: Wir haben gut zusammengearbeitet, ich hatte das Vorzimmer und seine Termine gut im Griff. Er konnte auf mich zählen, auch wenn er privat angerufen wurde – zum Beispiel von seinen Freundinnen. „Wenn Anna anruft – ich bin nicht da!“, sagte er dann.

In der Pommerschen Zeitung las ich dann eines Tages seinen Nachruf – er ist relativ früh gestorben.

Zu meinen Aufgaben im Landratsamt gehörte auch das Empfangen der Gäste, denen ich Kaffee servierte. Einmal hatte ein alter Herr namens von Somnitz eine Besprechung mit dem Landrat. Als er dann ging, half ich ihm, den Mantel anzuziehen. Dazu sagte er: „Eigentlich gehört es sich ja umgekehrt: dass der Herr der Dame in den Mantel hilft. Aber wenn Sie so alt wären wie ich, dann wüssten Sie zu schätzen, dass man es mit derartigen Regeln nicht mehr so genau nimmt!“

Als Lehrling bei Steuerberater Schwarzkopf erhielt ich zehn Mark pro Monat – davon musste ich acht Mark unter Tante Trudes Augen auf mein Sparkonto einzahlen. Den Rest durfte ich behalten: Falls mal ein Schuh besohlt werden musste. Ich nehme an, dass sie das Sparbuch auch unter Verschluss hielt. Zum Haushalt trugen wir finanziell nichts bei, den bestritt sie

Emblem der Genossenschaft der Reformhaus-Inhaber (gegründet 1930)

offensichtlich vom Waisengeld, über dessen Höhe sie sich nie geäußert hat. Auch später, als ich auf dem Landratsamt ein normales Gehalt bekam, habe ich alles gespart.

Das hat sich gelohnt, denn dann lernte ich meinen späteren Mann kennen, und der hatte noch weniger Geld als ich. Uns ist zugute gekommen, dass wir nichts besaßen und sparsam erzogen wurden. Wir stellten keinerlei Ansprüche.

Tante Trude hatte eine Bekannte, die damals in Lauenburg eine Filiale des Reformhauses aufmachte, in der Stolper Chaussee. Das Reformhaus war etwas Neues, noch nicht so etabliert wie heute. Ich verdiente inzwischen selbst, und so forderte mich Tante Trude auf, dort auch mal einzukaufen, um die Bekannte zu unterstützen. Das tat ich auch, und so lernte ich die Vorzüge der Reformkost kennen – ich bin ihr mein Leben lang treu geblieben.

Meine Schulfreundin Christel Knob wohnte bei uns in der Nähe, in der Büchnerstrasse. Nach dem Krieg traf ich sie wieder, und das erste, was sie zu mir sagte, war: „Maria, ihr hattet es schwer bei eurer Tante! Ihr durftet ja überhaupt



nichts!“ Sie selbst konnte ausgehen, wann sie wollte. Auf einem Pommerntreffen in Lauenburg/Elbe erzählte sie mir, dass sie unseren Untermieter Fritz Paetsch aus der Tanzstunde kannte und damals „mir ihm gegangen“ ist, wie man sagte. Ich hatte zu der Zeit keine Ahnung davon – über solche Dinge wurde nicht gesprochen, weder zu Hause noch in der Schule. Sie hat mit Fritz viele Tanzveranstaltungen besucht. Für uns

wäre das undenkbar gewesen. Er war eigentlich ein hässlicher Junge, und ich fragte sie: „Mochtest du ihn denn eigentlich so gerne?“ Ihre Antwort: „Nein, aber ich wusste, dass er anständig war, und meine Eltern haben ihn als Einzigen akzeptiert.“ Sie war ein Einzelkind, und natürlich hatten Eltern auch damals schon Angst, dass die Kinder auf die schiefe Bahn gerieten und mit einem unehelichen Kind ankamen. Doch wer bei Gertrud Bergmann logierte, galt als vertrauenswürdig.

Ausgehen kam für uns also nicht infrage. In dem Café, das schräg gegenüber vom Landratsamt an der Ecke Hermannstraße/Prüssenhagen lag, bin ich nie gewesen, obwohl meine Kollegen dort verkehrten. Ich weiß nicht mal mehr, wie es hieß,

Ethel Reschke

es wurde allgemein „Café Knutsch“ genannt – damit war sein „anrühiger“ Charakter umrissen. Tante Trude kannte den Besitzer Reschke. Seine Tochter Ethel, zwei Jahre älter als Irmgard, wurde Filmschauspielerin, wie die Tante berichtete – das war durchaus nicht anerkennend gemeint, sondern abfällig: Die Schauspielerei galt als halbseidener Beruf. Ethel Reschke brachte es nicht zum großen Ufa-Star, hat aber bis in die 70er-Jahre zahlreiche Kinorollen gespielt, war neben Hans Albers in „Große Freiheit Nr. 7“ und neben Heinz Rühmann in „Der Hauptmann von Köpenick“ zu sehen.



Einmal im Jahr durften wir Tante Trude in den vaterländischen Frauenverein begleiten – eine geschlossene Gesellschaft, der sie angehörte. Sie diente wohl karitativen Zwecken; auch Alexanders Großmutter Elisabeth Flemming war in Itzehoe Vorsitzende dieses Vereins. Auf diesem Fest durften wir sogar tanzen, obwohl wir nie die Tanzstunde besucht haben.

Im Rahmen des BdM lernte ich allerdings Volkstanz, an dem auch Jungen beteiligt waren. Entsprechende Veranstaltungen durften wir besuchen. Bei einer solchen Gelegenheit sagte

Tante Trude einmal: „Ich weiß gar nicht – du wirst so oft aufgefordert, und Trudi gar nicht!“ Trudi war noch kleiner als ich. Tante Trude begleitete uns zum Volkstanz, wenn wir etwas vorzuführen hatten. Neben dem offiziellen Programm gab es auch freie Tänze, zu denen man dann aufgefordert wurde.

„Wenn du mal heiraten willst, muss du dein eigenes Ich ganz zurückstellen“, hörte ich öfter von Tante Trude, aber wohl eher in dem Zusammenhang, dass sie meine Eigenwilligkeit und meinen Widerspruchsgeist kritisieren wollte. Direkt waren potenzielle Ehemänner eigentlich kein Thema in ihrem Hause, doch es ergab sich

wohl in bestimmten Situationen. Zum Beispiel hat unsere Kindheitsfreundin Christel Ladwig aus Beßwitz schon lange vor uns geheiratet, wir wurden zur Hochzeit eingeladen – das war so ein Anlass, ohne dass je konkrete Aussichten für die Wulf-Mädchen diskutiert wurden.

Im Gegenteil: Tante Trude sagte ja ausdrücklich, sie habe das Haus am Blücherplatz nur gebaut, damit wir mal ein Zuhause haben würden, falls wir allein durchs Leben gehen müssten.

Trude Bergmann 1938

Sie hat sicher nie ernsthaft geglaubt, dass wir Mädchen heiraten würden.

Andererseits gab es Anzeichen dafür, dass sie insgeheim darüber nachdachte, wie man die vier ihr anvertrauten Nichten unter die Haube bekommen könnte: Onkel Ernst hatte den Kulturkreis in Lauenburg geleitet, daher kannte Tante Trude natürlich viele Vertreter der „besseren Gesellschaft“. Einer davon war Amtsgerichtsrat Ehaus, der einige Eigenarten und Macken hatte, über die wir uns oft lustig machten. Er hatte drei Söhne und mehrere Töchter, man lud sich gelegentlich ein, und zurückschauend nehme ich an, dass meine Tante solche Bekanntschaften sicher auch im Hinblick darauf pflegte, uns vier Kinder irgendwann zu verheiraten.

Ich war diejenige von uns vieren, die sich in der Küche am anständigsten zeigte, ich kochte gern, und deswegen hatte ich den Eindruck, dass die Tante sich vorstellte, ich wäre eine geeignete Partnerin für Hans-Peter Ehaus, einen sympathischen jungen Mann, der sich im Hotelgewerbe versuchen wollte. Dies war zu einer Zeit, als wir Alexander noch nicht kannten.



Ich fand Hans-Peter auch durchaus nett, aber im Zuge seiner Ausbildung ging er dann in eine andere Stadt und verschwand von der Bildfläche. Ich hörte später, dass er ein Hotel in Husum geleitet haben soll. Als wir Jahrzehnte später durch Husum kamen, habe ich mich nach ihm erkundigt, aber es war keine Spur mehr zu entdecken.

Wenn wir mit Tante Trude durch die Stadt gingen und ein Junge uns grüßte, kam sofort: „Woher kennst du den?!“ Oder: „Bring mir keinen vom Landratsamt!!!“ Denn die Mitarbeiter dort waren Angestellte und somit unter unserem „Stand“. Tatsächlich hatte ich dort einige Kollegen, die ganz offensichtlich gern zum mir ins Büro kamen,

auch wenn es – dienstlich gesehen – nicht unbedingt nötig war. Einer war sogar recht deutlich an mir interessiert und machte mir regelmäßige Geschenke.

Singen im Kirchenchor war der Tante genehm. Also sangen wir im Kirchenchor – auch Dore, obgleich sie gar nicht singen konnte. Aber sie war einfach sehr froh, mal rauszukommen. Trudi hatte eine sehr sichere Stimme. Ich saß im Sopran mit meiner Freundin Herta Leuchtmann zusammen.

**Chorausflug: In der Mitte Martin Leuchtmann.
Ganz links: Dore; Dritte von links: Maria**

Hertas Mann Martin Leuchtmann war in der Schule unser Musiklehrer und leitete auch den Schulchor. Im Chor krächte ein Mädchen falsch dazwischen, und aus irgendeinem Grund meinte Martin, dass meine Schwester Trudi die unmusikalische Sängerin sei – deshalb warf er sie ohne Umstände aus dem Chor, ohne sich von der Richtigkeit seines Eindrucks zu überzeugen. Wir waren derart aufs Gehorchen getrimmt, dass wir diese Ungerechtigkeit widerspruchslos hinnahmen. Dabei bestand kein Zweifel daran, dass Trudi hochmusikalisch war – die begabteste von uns vier Schwestern. Sie hat später in ihrer Gemeinde in Hennstedt selbst einen Chor zusammengestellt und geleitet.

Den Kirchenchor leitete der junge Organist Alexander Kern – er war Mitte 20 und natürlich auf Brautschau, hatte viele andere Freundinnen, suchte auch unter den Chorsängerinnen. Er begann mich einzuladen, ging aber auch mit dieser und jener aus. Du weißt ja, wie das ist – in einer Kleinstadt wird geredet, wenn ein Junggeselle aus der Hauptstadt kommt.

Wir gingen also oft spazieren, machten auch Radtouren, aber Alexander verhielt sich sehr reserviert – und ich erst recht. Irgendwann hat Tante Trude das Thema wohl mal angesprochen und erkundigte sich über die „nette Freund-



schaft“. Meine Antwort: „Dafür ich bin mir eigentlich zu schade; mir passt es nicht, eine unter mehreren zu sein.“

Tante Trude sagte dann: „Na ja, immerhin kannst du später mal sagen, du hast den Künstler Alexander Kern als Freund gehabt. Das ist eine gute Erinnerung.“

Ins Kino ist Alexander immer gern gegangen, und das Kino war auch das Einzige, das wir gemeinsam besuchen konnten, ohne Anstoß zu erregen. Daher gingen wir sehr oft ins Kino, wo er bereits Stammgast war, denn als Junggeselle mit festem

Gehalt konnte er sich die Kinokarten leisten. In der letzten Reihe gab es einen Sitz, in dem der Vorführer oder Theaterleiter saß, wenn er vom Saal aus die Schärfe oder die Lautstärke regulierte – dazu waren in der Wand einige Regler angebracht. Und die beiden Plätze neben ihm waren Alexanders

Stammplätze – sie wurden ständig für ihn freigehalten. Wir wussten also, dass wir immer einen Platz bekommen würden, selbst wenn wir erst nach Beginn der Vorstellung eintrafen.

Ein Vers auf Kirchenmusiker, der aber auf Alexander natürlich nicht zutraf, weil er sich rasierte:

Und ist dein Bart auch noch so spitz,
so bist du doch kein Heinrich Schütz!

Bei Tante Trude stieß Alexander auf großes Wohlwollen – er erinnerte sie stark an meinen Vater, dem sie ja sehr nah gestanden hatte: Beide spielten blendend Klavier. Die Tante sagte: „Herr Kern hat gesegnete Hände.“ Die Musik war die Verbindung: Alexander gab uns Mädchen Klavierunterricht, und auch Tante Trude sang in einem Chor mit. Der neue Organist der Salvator-Kirche zog 1934 in der Adolf-Hitler-Straße 43 über uns ein, er wirkte als armer Ex-Student recht verhungert – Tante Trude fühlte sich an Martin Wulfs Studententage erinnert. Es ergab sich dann, dass sie ihn auch mal einlud.

Als wir uns verlobten, wohnte er schon vier Jahre im Haus in Adolf-Hitler-Straße. Er logierte einen Stock höher bei einer Frau, die ebenfalls Orgel spielen konnte und sich mit



Noch auf Distanz: Chorleiter Alexander (stehend rechts) und Maria (kniend Zweite von links) auf Chorausflug in Leba. Links neben Maria: Dore

Vertretungen ganz gern etwas dazu verdiente. Ihr Mann war als Vertreter auf Reisen und verdiente wenig – deswegen wurde ein Zimmer untervermietet.

Ich erinnere mich wie heute, als ich Alexander zum ersten Mal auf der Treppe begegnete – mir fielen sofort seine dunklen Augen auf. Also ist damals der Funke schon übergesprungen, ohne dass ich es merkte. Auch meine Schwestern schätzten Alexander sehr – ich glaube, sie hätten ihn alle geheiratet. Nein, Irmgard nicht: Sie konnte seine manchmal etwas ironische Art nicht vertragen. Früher hatte Alexander ein noch viel schärferes Mundwerk als heute ...

Herzenangelegenheiten war ansonsten kein Thema zu Hause – wir hatten kein Vertrauen zu Tante Trude. Andererseits hat auch sie natürlich nie darüber gesprochen, warum zum Beispiel ihre eigene Ehe kinderlos blieb.

Ich war sehr verschlossen, habe ihr nie etwas erzählt. Ich konnte es nicht, weil mir der Vater dermaßen fehlte. Oft ärgerte ich mich über sie. Aus heutiger Sicht haben wir

Alexander 1938



eine sehr schwere Jugend erlebt – ganz ohne Eltern. Klar ist natürlich, dass Tante Trude eine immense Verantwortung trug, und sie hatte mit Kindererziehung selbst keine Erfahrung. Und wer nimmt schon vier Mädchen im gefährlichen Alter?

Wir mussten anziehen und tun, was sie befahl. Eine hochbegabte Schneiderin kam ins Haus, die unter Aufsicht der

Tante für uns nähte. Ihr gegenüber durften wir schon mal Wünsche äußern, was uns an Kleidern gefiel. Ich wusste immer ungefähr, was ich wollte. Trudi war das dagegen völlig egal. Bis zu den Hochzeiten wurden allerdings kaum Kleider benötigt.

Wir Mädchen durften niemand nach Hause einladen. Die Tante lud Frau Benkendorff ein und umgekehrt, und wir gesellten uns dazu, nach dem Abendbrot: Dann gab es Kaffee und Kuchen. Nur deswegen gingen wir gerne mit: Weil wir uns am Kuchen endlich mal satt essen durften. Streuselkuchen wie der von Tante Trude schmeckt mir heute noch! Aber wir sagten

den ganzen Abend kein Wort. Wir hatten Strümpfe zum Stopfen oder Handarbeit dabei – keinen Moment durften wir untätig sein! Wir trugen ja nur gebrauchte Kleider, die häufig geflickt werden mussten. Ich habe in all den Jahren damals keine Bücher lesen dürfen. Ständig mussten wir uns produktiv beschäftigen, etwas schaffen: Gartenarbeit, Hausarbeit, Stricken. Bücherlesen galt als unproduktiv. Wir nahmen Klavierunterricht, aber selbst zum Üben blieb kaum Zeit, denn die Nachbarin Frau Benkendorff sollte möglichst nicht gestört werden.

Dore sagte später, dass die Tante in mir den größten Widerstand gespürt hat. Die anderen waren ja schon älter – das machte doch wohl viel aus. Dagegen verstanden wir Schwestern uns untereinander immer sehr gut. Irmgard kümmerte sich als Älteste wirklich sehr rührend um uns.⁴

⁴ *Anmerkung von Gerhard Will:* Mutti wollte auch immer mal was schreiben, über den Einmarsch und das Wüten der Russen, über die Vertreibung, über den illegalen Grenzgang, wo man wieder auf uns geschossen hat. Ganz sicher hätte sie vermerkt, dass auch sie sich als Liebling des hoch geschätzten Vaters gefühlt hat, obwohl sie sich wiederholt bitter über die undankbare Aufgabe beklagte, den Schwestern Vorbild zu sein. Es kann also gut sein, dass es stimmt, dass Mama etwas Abstand zu Lauenburg haben wollte [vergleiche Seite: 25].

Früher, in Beßwitz, schlief Dore neben Vater im Ehebett, die Tür zum Zimmer, in dem Irmgard und Trudi schliefen, stand offen, und ich lag damals noch im Kinderbett. Aber diese Verteilung hat auch mal gewechselt. Unsere Haushälterin Tante Hanna kam abends, um mit uns zu beten. Das war gut und schön. Doch wenn Hanna dann gegangen war, erschien Irmgard und sagte jeder von uns Gute Nacht. Von Irmgard stammt der Satz: „Wenn wir eine Mutter hätten, dann würden wir uns sicher nicht so gut vertragen!“ Natürlich hat die Mutter allen Geschwistern gefehlt.

Neulich sprach ich mit meinem Sohn über seine Tochter, die als Zwölfjährige schon Ohrringe trägt. Ich sagte: „Ich habe nie eine Mutter gehabt, die sich mal vor den Spiegel gestellt und gefragt hätte: Sehe ich so hübsch aus?“ Die Kleine nimmt sich natürlich ihre Mutter als Vorbild.



EIN GLÜCKLICHES JAHR

Auch andere Verwandte machten sich Gedanken um uns vier Mädchen, da wir als arme Waisenkinder nicht gerade eine blendende Partie waren. Annemarie Wellmann, die Schwester meiner Patentante Margarete „Grete“ Wellmann (beides Cousinen meiner Mutter), arbeitete als Gemeindeschwester in Deutsch-Südwestafrika, besuchte uns aber regelmäßig in

29. Juni 1938 – am Vorabend von Irmgards Hochzeit: Noch sind die Schwestern nicht verheiratet. Maria, Alexander, Trudi, Hans-Otto, Dore, Erich, Irmgard, Karl

Pommern. Als sie dort in ihrer Gemeinde Unterstützung brauchte, kündigte sie ihren Besuch an mit dem Wunsch, eine von uns vier einzuladen, mit ihr nach Afrika zu gehen.

Ich konnte mir damals selbst nicht vorstellen, dass sich ein Mann für mich interessieren würde, und dachte sehr ernsthaft über das Angebot der Tante nach. Mein Leben wäre dann deutlich anders verlaufen. Jedenfalls war diese Option Familiengespräch, und wie sich herausstellte, war dieser Umstand entscheidend dafür, dass Alexander sich nach vier Jahren Bekanntschaft mit mir endlich den Mut aufbrachte, mir den Heiratsantrag zu machen: Die Aussicht, dass ich aus Lauenburg verschwinden könnte, schien ihm doch zu bedrohlich.⁵

Keine von uns Schwestern nahm das Angebot von Tante Annemarie an, und sie war wohl recht ungehalten, als ihr Plan schließlich auf so wenig Gegenliebe stieß.

Ich habe erst im Nachhinein begriffen, was Tante Trude an uns vier Schwestern geleistet hat, ohne mit der Wimper zu zucken. Später akzeptierte sie alle vier „Schwiegersöhne“ – so

⁵ Alexanders Briefe an seine Mutter aus der Verlobungszeit siehe Anhang

unterschiedlich sie in ihrer Mentalität auch waren. Alle Hochzeiten hat sie in unserem Haus ausgerichtet – letztlich natürlich, um Geld zu sparen. Alle Gäste wurden zu diesen Gelegenheiten im Hause untergebracht, sie logierten bei uns oder nebenan bei Frau Benkendorff. Unterkunft und Organisation der vielen Feste – da gab es keinerlei Schwierigkeiten. Kommentare wie „Bin ich froh, dass die wieder weg sind!“ hörte man nie.

1938/39 heirateten wir Schwestern innerhalb von zwölf Monaten. Ich erinnere mich an eine Kollegin im Landratsamt, die kommentierte: „Mich wundert es, dass ihr alle einen Mann kriegt. Denn ihr seht nicht gut aus, ihr onduliert euch nicht die Haare, habt keine vorzeigbare Garderobe!“ Stimmt: Wegen unseres Vermögens sind wir wirklich nicht geheiratet worden! Wahrscheinlich sagten sich unsere Männer, dass die so sparsam erzogenen Wulf-Mädchen wohl kaum das sauer verdiente Geld verprassen würden – damals verdiente ja nur der Ehemann.

Als Alexander und ich uns im April 1938 verlobten, kam seine Mutter Marie Kern auf Tante Trudes Einladung von Itzehoe nach Lauenburg gereist – das war für sie ein großer Aufwand, fast eine Weltreise! Später haben wir mitgekommen, was das für sie bedeutete: ganz bis nach Pommern! Schwiegermutter



tat sich immer ein bisschen schwer mit den Dingen, die sie zu bewältigen hatte.

Alexander lebte damals bereits vier Jahre in Lauenburg, war durch seinen Beruf also allgemein bekannt. Auch Tante Trude war nicht zuletzt durch die Stellung von Onkel Ernst und seinen Vorsitz im Kunstverein, für den sie Konzerte arrangierten, eine stadtbekannte Persönlichkeit mit gutem Namen. Das merkte man, wenn man ein Geschäft betrat: Man wurde bevorzugt bedient. Damals habe ich das nicht so deutlich empfunden, wie es heute spüren würde. Aber man merkte, dass Frau Bergmann in der Stadt etwas darstellte.

Marie Kern im Garten, Blücherplatz 15



Als wir Mädchen uns nun verlobten, war das Echo entsprechend groß: Berge von Blumen wurden zum Blücherplatz geliefert. Schwiegermutter Marie Kern staunte: „So etwas habe ich noch nicht erlebt!“ Als Gast hat sie in der Küche nichts zu tun, und so nahm sie sich der Pflege der Blumen an. Natürlich reichten die Vasen bei weitem nicht. Also legte sie die Sträuße abends in die Badewanne, um sie morgens wieder herauszunehmen.

Durch einen seltsamen Zufall ergab sich, dass Marie Kern im Nachbarhaus Agnes Kramer wiedertraf – Fräulein Kramer

wohnte dort bei ihrer Schwester Frau Grundmann, sie war bis zur ihrer Pensionierung Lehrerin am Itzehoer Lyzeum, der Auguste-Viktoria-Schule für Mädchen, gewesen und eng mit Marie Kern befreundet. Und so fand Schwiegermutter in der Fremde neben ihrem Sohn wenigstens ein bekanntes Gesicht. Ansonsten hatte Tante Trude mit den Grundmanns wenig Kontakt – man verstand sich nicht sonderlich gut – sie orientierte sich hauptsächlich an der anderen Nachbarin Frau Benkendorff, mit der es viele Gemeinsamkeiten gab.

1938 erschienen innerhalb von zwei Monaten unsere vier Verlobungsanzeigen in der Zeitung. Alexander und ich machten im April den Anfang, es folgten Dore, Irmgard und Gertrud. Damals musste das offiziell bekannt gegeben werden – damit man sich untergehakt sehen lassen durfte. Im Familienkreis erklärte ich an meinem Geburtstag, am 4. April, dass Alexander und ich heiraten wollten. Tante Trude verbot uns aber ausdrücklich, auf der Straße untergehakt zu gehen, bevor die Verlobungsanzeige erscheint.

Ein paar Wochen später fegte ich die Straße vor dem Haus. Dieses Bild werde ich nie vergessen: Am Blücherplatz sind die Häuser in Hufeisenform angeordnet, und über den Platz sah ich die Apothekerin Frau Strelow mit ihrer Schwester kommen – jede trug zwei schwere Pakete. Die Strelows waren uns in all

30. Juni 1939, Hochzeit, Blücherplatz 15

den Jahren freundschaftlich verbunden geblieben. Jetzt brachten sie Geschenke für die vier Bräute – sehr nett ausgedacht: Jede von uns bekam ein Frühstücks-Essservice mit sechs Gedecken. Das war wahrscheinlich mit Tante Trude abgesprochen, jedenfalls wussten die Strelows, dass wir nichts besaßen. Welch ein Freundschaftsbeweis! Solch ein Service war damals für uns unerreichbar.

Ich bekam zum Glück ein Service, was mir auch gefiel, mit blauen Blümchen – die Farbe Blau mochte ich schon immer gern. Damals habe ich mir eine hübsche blaue Bluse selbst genäht, die mir sehr gut stand.

Gekauft hatten die Strelows das Porzellan im Haushaltswarengeschäft Rohde. Herr Rohde war im Kirchenvorstand, er starb an einer Sepsis, die durch eine vereiterte Mandelentzündung hervorgerufen wurde. Der Sohn wurde 1945 von den Russen verschleppt und ist nicht wiedergekommen. Frau Rohde hat mir die Geschichte oft erzählt: „Das verzeihe



ich meinem Herrgott nicht, dass er mir auch meinen Sohn genommen hat!“ Wir trafen sie in den 70er-Jahren in unserer Wahlheimat Bad Salzuflen wieder, wo sie inzwischen wohnte.

Als ich mich verlobte, erhielt ich von meinem Chef, dem Landrat Heemann, einen schönen Blumenstrauß, denn wir verstanden uns gut. Zwei Wochen später stand Dores Verlobungsanzeige

in der Zeitung. Darauf sagte Chauffeur Müller zum Landrat: „Na, nun hat sich auch das andere Fräulein Wulf verlobt!“ Prompt kam der Landrat nachmittags ins Büro zurück und überreichte Trudi einen riesigen Strauß – er musste annehmen, dass es um sie ging, denn im Landratsamt gab es ja nur zwei Fräulein Wulfs. Ich weiß nicht, ob Müller die Vornamen durcheinander brachte oder gar nicht wusste, dass es vier Schwestern gab.

Ich ärgere mich noch heute: Als Heemann mit dem Strauß an mir vorbei ging, um ihn Trudi im Nebenzimmer zu präsentieren, brachte ich nicht den Mut auf, ihn zu warnen: „Herr Landrat, um diese Schwester geht es gar nicht!“ Trudi musste ihm dann

gestehen, dass es sich um ihre Schwester Dore handelte – großzügig parierte er: „Behalten Sie den Strauß trotzdem!“ Er nahm das nicht tragisch, war selbst ein junger Mann. Kurze Zeit später verlobte Trudi sich dann wirklich – und bekam natürlich noch einen Strauß!

Als es dann mit der Hochzeit ernst wurde, sagte Heemann ganz bekümmert zu mir: „Sagen Sie mal: Muss das denn sein mit dem Heiraten?“ Er wusste natürlich, dass er Trudi und mich verlieren würde.

„Es muss nicht sein, aber wir möchten es gerne!“, bekam er zur Antwort.

Zu Alexanders und meiner Hochzeit kam seine Mutter wieder nach Lauenburg, diesmal mit seinen Geschwistern Adolf und Elisabeth. Marie Kern hat über den Tag vor der Trauung in einem Brief berichtet:

An einem festlich gedeckten Kaffee-Tisch mit herrlichem Hochzeitskuchen wurden wir schnell vertraut mit den wenigen anderen Gästen. Was die Pommern



an Kuchenbacken leisten bei solchen Familienfesten, ist fabelhaft, füttern sie doch nicht nur ihre geladenen Gäste mit den schönsten selbstgeschaffenen Backwaren, sondern die ganze Nachbarschaft wird mit ‚Bergmann-Kuchen‘ beschenkt und zeigt im Mitessen ihre herzliche Anteilnahme.

Abends spielte Alexander den Gästen, darunter die drei inzwischen verheirateten Wulf-Schwestern und ihre Männer, in der Kirche auf der Orgel vor. Marie Kern berichtet weiter:

Zu Hause angekommen, erfrischte Frau Bergmann ihre Gäste mit einer herrlichen Erdbeer-Speise, die viel Anklang fand. Elisabeth überreichte dann auf Wunsch von Frau Bergmann der Braut Kranz und Schleier mit den Worten:

Ich komm' jetzt, liebste Schwester Braut,
um Dir den Schmuck zu geben,
der als reinst' und größter gilt
in unserem Frauenleben.
Mit seiner Schönheit angetan
willst Du Dich Deinem Liebsten nah'n,
um ihm Dein volles Leben
in Lieb' und Treu' zu geben.

Bei diesem großen, ernsten Tun,

dem Markstein Deines Lebens,
heb fröhlich Deine Augen auf,
Du hoffst ja nicht vergebens
auf den, der nach viel Dunkelheit
hat so viel Licht für Dich bereit.
Er wird dich weiter tragen
in allen Euren Tagen.

Diese Verse hatte Marie Kern selbst geschrieben. Auch am Hochzeitsmorgen übernahm Tante Trude die Verpflegung:

Gegen 8 ½ Uhr fanden sich alle Gäste zum gemeinsamen Kaffee-Trinken ein, bei dem der Hochzeitskuchen wieder eine große Rolle spielte. Alexander präludierte über ‚Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren‘, und zum Schluss sangen wir alle gemeinsam das Festlied. Nun ging das junge Paar zum Standesamt im Rathaus, und wir anderen genossen in der warmen Sonne den wohlgepflegten Garten der Brautmutter Trude. Nach einem köstlichen Frühstück bestehend aus Hühnerfrikassee und belegten Brötchen zog sich jeder in sein Schlafzimmer zurück, um ein wenig zu ruhen.

Im Anschluss an die kirchliche Trauung am Nachmittag wurde im Hause Blücherplatz 15 weitergefeiert:

Die Speisefolge, mit einer Kalt-Schale von Aprikosen beginnend, was bei der großen Hitze mehr als erfrischend war, gestaltete sich sehr genussreich. Ein köstlicher Fischgang, bei dem es an der jetzt so knappen Butter in keiner Weise fehlte, ein Roastbeef-Filet mit einer Fülle von jungem, frischem Gemüse, Eis, Kaffee und eine Käseplatte brachten immer neue Genüsse. Die Pausen wurden angefüllt mit freundlichen, launigen Reden, die viel dazu beitrugen, die Gäste in Stimmung zu bringen. Dass mit nur einer Sorte leichten Moselweines diese Stimmung bis zuletzt bei allen Jugendlichen vorbildlich blieb, möchte ich besonders erwähnen, weil es mir nachahmenswert erscheint. Im Laufe des Abends wurden dann die kleinen Singereien [Verse: Marie Kern] von den Itzehoer Geschwistern vorgesungen und weckten manche Jugenderinnerungen bei den Angesungenen. Besonderen Anklang fand eine Hymne auf Tante Bergmanns wunderschönen goldgelben Kater, die Adolf mit großer Begeisterung – den Kater im Arm – sang:

Gedanken des entthronten und wieder in Gnaden
aufgenommenen Teddy-Katers
an der letzten Hochzeit
Blücherplatz 15
-.-.-

Eh' die vier Männer hier stürmten das Haus,
sah's für mich leichter und freundlicher aus.
Ich war der Herr, hatte Sitz und auch Stimm',
Ich war der Liebling von Anbeginn.
Tempi passati – Mein Kummer fing an,
als hier im Haus das Lieben begann.

Meine vier Mädels sind echt wie das Gold,
liebten mich, schätzten mich, ich war ihr Stolz;
aber die Männer! Ich sag: ‚Trau, schau, wem.‘
Sie sollen all noch die Probe bestehen.
Wär nur der ‚schwarze Mus'kant‘ nicht dabei,
sein Blick reißt täglich das Herz mir entzwei.

Kamen sonst abends die Mädels nach Haus,
spielten und tobten sie mit mir sich aus.
Heute hat keine für Teddy mehr Zeit,
und ich verzehr mich in Einsamkeit.
Ständ' Tante Trude mir jetzt nicht so nah,
glaubt mir's, der Teddy wär gar nicht mehr da.

Drum halt ich heute, wo alles dich lässt,
fest an der Tante, der Treusten, ganz fest.
Ich bin dein Teddy, meine Herrin und Frau,
weißt, du, wir kennen uns doch so genau.
Ob's all die Jugend so treu meint wie ich,
glaub's, Tante Trude, ich verlasse dich nicht.

Unter fröhlichem Spiel und Tanz, dem das junge Paar
bis 12 Uhr beiwohnte, verging der Abend wie die Nacht,
und wir alle gingen erst schlafen, als der Morgen graute.
Ich vergaß zu erwähnen, dass alle Feierlichkeiten in
dem Siedlungshaus von Tante Bergmann vor sich gingen.
Was seine Besitzerin an geschicktem Ausräumen
und Neueinrichten geleistet hat, ist schwer in Wort zu
fassen. Aber man bekommt wohl Übung, wenn man im
Laufe vom 30. 6. 1938 bis 30. 6. 1939 vier Mädels in
seinem Hause unter die Haube bringt.

Der Sonnabend galt in seiner ersten Hälfte dem Aus-
schlafen. Wir Mütter und Tanten fassten gern im Haus-
halt etwas mit an, um Frau Bergmann zu entlasten. Ihre
prächtige und tüchtige Aufwartefrau, die so schön ein-
gearbeitet war, wurde am Tage vor der Hochzeit an das
Sterbebett ihres Mannes ins Krankenhaus gerufen, wo
er am Hochzeitstage einer schweren Blutvergiftung er-
lag. Bei einem langersehnten starken Gewitterregen
verbrachten wir den Nach-Tag im Hause, der sonst für
einen Weg in die schöne Umgebung Lauenburgs vor-
gesehen war.

Und über den folgenden Tag schreibt Alexanders Mutter unter
anderem:

Am Sonntagnachmittag war der ganze Kirchenchor zu
Frau Bergmann eingeladen. Nachdem alle mit Haufen

von schönem Kuchen gefüttert waren, haben sie mit Alexander gesungen: ein Lied nach dem anderen, ein Kanon noch schöner als das andere ...

Am Montagmorgen um 5 ½ Uhr ging das junge Paar auf Hochzeitsreise, und manche anderen Gäste reisten einige Stationen mit. Der junge Pastor Hans-Otto Schumann, ein Schwager von Maria, holte auf dem Lauenburger Bahnsteig seine Handharmonika aus dem Koffer und spielte zur Freude der Abreisenden, der Begleitenden und der Bahnbeamten ein Volkslied nach dem anderen, und diese Abreise wurde uns allen so zu einem unvergesslichen Erlebnis: dass dieser Pastor mit seinem tiefen Ernst für seinen Beruf und für die Lage der Kirche eine nicht totzukriegende kindliche Fröhlichkeit in all den Tagen zeigte, ist mir eine ganz besonders wertvolle Erfahrung gewesen.

Im Laufe des Tages wurden dann noch manche Expeditionen nach dem Bahnhof unternommen, denn wenn die ersten Abreisenden so festlich begleitet wurden, sollten die alten würdigen Tanten⁶ auch ihr Recht bekommen.

Dass es für die Brautmutter endlich leerer wurde, war sehr gut, sie hat mehr geleistet in diesen Tagen als viele rechte Mütter. Trotzdem nahm sie die Sorge um das

Wohl ihrer vielen Gäste täglich mit viel Frische und Fröhlichkeit auf und tat, was sie konnte, um alle erneut zu bewegen, so lange als möglich zu bleiben.

Ich kann es nicht oft genug betonen: Tante Trude hat sich mit allen „Schwiegersöhnen“ gut verstanden – kein einziges Mal gab es einen falschen Ton zwischen ihnen. Offensichtlich fühlten sich die Männer in der Atmosphäre ihres Hauses wohl und fügten sich gern ein. Nun war es damals auch anders als heute – dass man der älteren Generation in unseren Kreisen widersprochen hätte, kam schlicht nicht vor. Undenkbar!

Im Vergleich zu den mir bekannten Familien würde ich die Wulfs als „guten Mittelstand“ bezeichnen. Und das traf auch auf die Ehemänner der vier Schwestern zu.

Mehr oder weniger hatte man uns alle in diesem Sinne erzogen. Alexander war durch seine Familie ganz ähnlich geprägt – seine Mutter war Pastorentochter wie wir. Erich Kaeser war Zollbeamter und schon 37, also erheblich älter als wir übrigen, aber dennoch fügte er sich gut in die Gemeinschaft. Seine Eltern muss ich einmal kennen gelernt haben, kann mich aber nicht erinnern. Lehrer Karl Will war Einzelkind, der Vater Bahnbeamter. Die Eltern traten sehr ruhig und bescheiden auf. Hans-Otto Schumann war Pastor

⁶ Die Tanten = die ehemalige Beßwitzer Haushälterin Tante Hanna Kornstaedt und Marias Patentante Lise, die Schwester von Ernst Bergmann.

und sicher der von Haus aus verwöhnteste von allen, hatte angeblich eine Erziehung „in großem Stil“ genossen (was ich nicht beurteilen kann) und war uns dadurch etwas wesensfremd, was aber keinesfalls gravierend auffiel. Angeblich gehörte den Schumanns das von ihnen bewirtschaftete Gut, doch später erfuhr ich, dass es nur gepachtet war – Lastenausgleich gab es nach der Flucht nicht dafür.

Jedenfalls haben wir acht uns blendend verstanden. Tante Trude hatte also allen Grund, mit der Entwicklung ihrer Schutzbefohlenen zufrieden zu sein. Ob sie glücklich darüber war, hat sie nie geäußert – wir sprachen einfach nicht darüber.

Unser Freund und Hausarzt Dr. Nagorsen war etwas älter als mein Vater, er hatte einst den „Fuchs“ Martin Wulf, das Erstsemester, in der Studentenverbindung unter seine Fittiche genommen. Nach dem Tod meines Vaters kümmerte er sich wirklich vorbildlich um uns Kinder. Zum Beispiel gestattete er uns, nach der Auflösung des Haushalts in Beßwitz die wertvollen Möbel und Bücher meines Vaters auf seinem Dachboden unterzustellen. Er wohnte in einer Villa neben dem Krankenhaus. Seine Frau war früh gestorben. Inzwischen war seine Schwägerin zu ihm gezogen und führte



ihm den Haushalt. Die Schwägerin hatte zwei Töchter – die eine, Klärchen, wurde dann seine Chauffeurin. Das war ein Ereignis, als sie Auto fahren lernte! Dr. Nagorsen gehörte zu den wenigen in Lauenburg, die einen Pkw besaßen – eine große Limousine. Klärchen und ihre Schwester überlebten beide den Krieg, sind dann aber bald gestorben.

Der Flügel in der Wohnung im Gemeindehaus

Für die Auflösung des Haushalts in Beßwitz organisierte Dr. Nagorsen einen Krankenwagen nebst Fahrer, der die Möbel dort abholte. In der Nagorsen-Villa sind die Möbel geblieben, bis wir Mädchen heirateten, also von 1931 bis 1939, und einmal im Jahr gingen wir auf den Dachboden, um Staub zu wischen.

Den Flügel aus Beßwitz übernahmen Klützens, hätten ihn gern auch für immer behalten – Frau Klütz spielte ja Klavier, Vater hatte ihr auch genug Orgelspiel beigebracht, damit sie den Gottesdienst begleiten konnte. Sie den Flügel acht Jahre lang genutzt.

Als ich mich dann verlobte, bekam ich diesen Flügel als Erbstück meines Vaters. Auch Trudi hätte ihn gern genommen, weil sie von uns vieren am besten Klavier spielte. Aber es war keine Frage, dass er in meinem Haushalt und bei meinem Mann, dem Berufsmusiker, am besten aufgehoben war. Alexander musste bis dahin mit einem geliehenen Flügel auskommen.



Außerdem erbe ich zwei Betten (entweder aus Beßwitz oder von Tante Trude), die Alexander und ich von Möbelhändler Koch „modernisieren“ ließen: Die runde Bettumrandung wurde begradigt. Zwei Schränke ließ ich von Koch nachbauen: einen für die Garderobe und einen für die Wäsche – mehr passte ins Schlafzimmer auch nicht hinein. Alexander und ich wohnten nach der Hochzeit in den drei Zimmern einer kleinen „Behelfswohnung“ im evangelischen Gemeindehaus, das sich in der Kaiser-Heinrich-Straße befand.

Trudi erhielt wohl die Esszimmer-Möbel und auch das kostbare Beßwitzer „Musikzimmer“. Dore erbe nichts: Sie brauchte keine Aussteuer, denn ihr Verlobter Erich Kaeser hatte ja schon etliche Jahre gearbeitet und gespart – Dore konnte für ihre Aussteuer so viel Geld ausgeben, wie sie wollte. Dore und Erich zogen ganz in die Nähe des Blücherplatzes, noch keine fünf Minuten entfernt, in die Adolf-Hitler-Straße – eine sehr schöne Wohnung in der



ersten Etage. Sie war fantastisch eingerichtet: An ihrem Büffet zog man die Schubladen auf, und da lag das gesamte Silber in Reih und Glied.

Ich erinnere mich nicht, was Irmgard geerbt hat. Möbel meines Wissens nicht, denn ihr Mann Karl hatte in Bezug auf die Einrichtung besondere, zeitgemäße Wünsche: Damals kamen solide Möbel in Naturholztönen in Mode, auch Alexanders

Das Gemeindehaus in der Kaiser-Heinrich-Straße

Schwester Elisabeth und ihr Mann Helmut haben sich so eingerichtet. Wir empfanden das als sehr „modern“.

Ich weiß auch nicht, wo der Schreibtisch meines Vaters geblieben ist, wir haben ihn wohl schon vorher weggegeben. Von Vaters Büchern suchte sich später Trudis Mann Hans-Otto einige aus, auch mein Mann Alexander.

Trudi zog mit Hans-Otto nach Persanzig bei Neustettin, wo er eine Pfarrstelle bekam. Irmgard und Karl Will wohnten im Kreis Rummelsburg, sie arbeitete dort als Gemeindeschwester, er als Lehrer. Später wurde Karl auf die Nehrung bei Köslin versetzt. Er war an der Schule im Ostseebad Deep der einzige Lehrer.

Ich hatte mich als erste Schwester verlobt und heiratete am 30. Juni 1939 als letzte. Nun wohnte Tante Trude am Blücherplatz allein, aber Dore und ich besuchten sie regelmäßig. Sie hatte jetzt viel Platz im Haus und vermietete zwei Zimmer im ersten Stock. Eine Mieterin war als Modistin im Kaufhaus Zeeck angestellt. Sie fertigte einen wunderschönen Hut und eine Pelzkappe für mich. Es machte ihr sichtlich Spaß, für mich zu arbeiten. Auch die andere Mieterin arbeitete bei Zeeck, im Büro. Im ersten Stock unseres Hauses befanden sich vier Zimmer, und Tante Trude behielt die anderen als

Kreisjugendwart Kurt Schatz (I.) in Lauenburg in den 30er-Jahren



Gästezimmer, „falls Irmgard und Trudi mal zu Besuch kommen.“

Kurt Schatz war Kreisjugendwart in Lauenburg und musste seine Wohnung im Gemeindehaus räumen, weil sie nach der

Hochzeit Alexander und mir zugewiesen wurde – wir brauchten zum Beispiel Platz für den großen Flügel.

Jahrzehnte später trafen wir Herrn Schatz wieder – er wohnte gleich neben unserem Urlaubsquartier „Bergfrieden“ in Bad Salzuflen. Er kannte auch die ehemalige Köchin aus dem Lauenburger Krankenhaus, durch die wir an eine alte Geschichte erinnert wurden:

Alexander und ich bekamen nach der Hochzeit lange Zeit keine Kinder – ich ließ mich deswegen im Krankenhaus in Lauenburg untersuchen, und ein Eingriff wurde vorgenommen.

Als ich dann 1947 endlich schwanger wurde, wollte Frau Pastor Ehrenforth das zunächst gar nicht glauben. Denn sie gestand mir, dass sie von der Köchin aus dem Krankenhaus gehört hatte, dass „Frau Kern keine Kinder bekommen kann“. Ich merkte, dass die Krankenschwestern offenbar ihre Schweigepflicht verletzen. Aber ich habe sie Lügen gestraft! Als wir die Köchin dann bei Schatzens kennen lernten, konnte ich ihr berichten, dass ich drei Jungen zur Welt gebracht habe.

DER ANFANG VOM ENDE

Bei Kriegsbeginn erwartete Dore ihr erstes Kind. Alexander eröffnete mir, er habe sich freiwillig zum Kriegsdienst gemeldet. Ich war tief enttäuscht, denn er hielt es nicht für nötig, diese Entscheidung vorher mit mir zu besprechen.

Alexander wurde aber nicht sofort eingezogen – sein Jahrgang kam erst Monate später an die Reihe. Am 3. Dezember war es dann tatsächlich doch eine Überraschung für uns, als er seine Einberufung erhielt. Wahrscheinlich hat Dore sich darüber aufgeregt; jedenfalls kam ihre Tochter Margarete am nächsten Tag – zu früh – zur Welt. Dore selbst sah in diesen Ereignissen allerdings keinen Zusammenhang. Alexander hat Mutter und Kind noch besucht, bevor er am 6. Dezember zur Grundausbildung nach Stettin abreiste.

Dore und Erich Kaeser, Juli 1939



Eine Station für Frühgeborene gab es damals im Krankenhaus nicht, und das Baby war ja auch lebensfähig, aber winzig, es wog nur vier Pfund. Dore hatte kaum zugenommen – ich erinnere mich, wie Frau Pastor Ehrenforth zu mir sagte: „Was? Ihre Schwester hat ein Baby bekommen? Die Schwangerschaft hat man ihr überhaupt nicht angesehen!“

Um nach Alexanders Einberufung dem Arbeitsdienst und irgendeiner Zwangsverpflichtung in der Fabrik zu entgehen, ging ich zurück aufs Landratsamt. Dort wurde ich freudig genommen, weil man meine Arbeitsauffassung kannte. Jetzt stieg ich zur Abteilungsleiterin auf. Ich hätte auch gerne im Krankenhaus eine Ausbildung als Rot-Kreuz-Schwester gemacht, aber der Landrat ließ mich nicht los, wollte auf meine Mitarbeit nicht verzichten.

Die Erfahrungen im Landratsamt waren vielfältiger Art – was unter Pornografie zu verstehen ist, erfuhr ich damals, als die Polizei entsprechende Druckwerke

Heimurlaub in Lauenburg Herbst 1940

beschlagnahmte und vorläufig bei mir im Büro deponierte. Während der Landrat mit seinen Beamten konferierte, was mit den Delinquenten passieren sollte, schaute ich mir an, worum es dabei ging.

Ich musste ein Wucherung an meinem Schreibfinger behandeln lassen und konsultierte Dr. Nagorsen. Ich weiß noch, wie ich auf seinem OP-Tisch lag und er zu der Oberschwester sagte: „Sehen Sie sich mal diese schlanke, dünne junge Frau an: Die ist schon verheiratet!“ Und zu mir gewandt: „Maria, so geht das nicht weiter! Du musst kräftiger werden! So mager, klein und elend kannst du deine Aufgaben als Ehefrau nicht erfüllen! Du musst regelmäßig essen – was du offensichtlich nicht tust.“ Er hatte recht: Was ich an Verpflegung auf meine Essenmarken bekam, kochte ich ein: Ich hortete Vorräte für Alexanders Urlaubswochenenden, damit ich ihm etwas anbieten konnte.

Onkel Doktor war unser Ein und Alles, also habe ich mir seine Ermahnung zu Herzen genommen, denn er meinte es ja gut mit mir. Ich überlegte, wie ich vorgehen sollte. Auf dem



Landratsamt hatte ich anderthalb oder zwei Stunden Mittagspause. Und von nun an nutzte ich diese Zeit, um im Ratskeller Mittag zu essen. Jahrelang ging ich dort hin, aß schnell, dann nach Hause, geguckt, ob Post da war, einen Augenblick die Füße hoch, und dann wieder los, arbeiten bis 18 Uhr. Natürlich auch sonnabends, wie damals üblich.

Als ständiger Gast im Ratskeller wurde ich schnell bedient. Der Ober war in ganz Lauenburg als „Onkel Ernst“ bekannt. Eine echte Type! Als ich später den Klassiker „Der 90. Geburtstag – Dinner for One“ im Fernsehen sah, stand er

wieder vor mir: Butler James – das war Onkel Ernst! Auch vom Aussehen her. Onkel Ernst schloss mich in sein Herz, ich bekam meinen Stammplatz im Ratskeller. Seit jener Zeit bin ich auf Reisen mit Alexander in den Städten, die wir besuchten, gern im Ratskeller eingekehrt: Da wird man gut bedient. Gerade wenn man die Stadt nicht kennt – im Ratskeller bekommt man immer etwas Gutes.

In der kleinen Pause zu Hause nach dem Essen pflegte Tante Trude zu mir zu sagen: „Na Miekchen, sollen wir schwach werden?“ Sie meinte damit den Luxus einer Tasse Kaffee. Ich war dafür bekannt, dass ich genauso gern Kaffee trank wie sie. Sie bestellte damals schon bei Eduscho, und der Firma

Eduscho-Versand-Werbung (rechts):

„Wer wirklich guten Kaffee liebt, Schreib' „Eduscho“ noch heute, Eduscho-Kaffee schmeckt und gibt erst wahre Osterfreude!“



Links: Eduscho-Werbung 1935

Die Zeit verlangt zwar

Sparsamkeit aber nicht Verzicht

Sparen, ohne zu verzichten - scheinbar ein Widerspruch und doch ist es möglich. Sie brauchen zum Beispiel durchaus nicht auf die gewohnte Tasse Kaffee zu verzichten, ja, Sie können sich sogar noch eine weit bessere leisten und trotzdem die Ausgaben hierfür wesentlich ermäßigen, wenn Sie - - - Eduscho-Kaffee nehmen!

Der ist billiger, weil er auf dem kürzesten Wege von der Plantage zu Ihnen kommt, und besser, weil er nur von wirklich geschulten und erprobten Kaffeefachleuten verarbeitet - geröstet, gemischt und sorgfältig verlesen wird.

Machen Sie einmal einen Versuch. Es kann nur Ihr Vorteil sein. Manche Mark können Sie jedenfalls sparen und doch täglich mit Genuß Ihre Tasse Kaffee trinken.

DER DIREKTE WEG HILFT SPAREN

Und Sie können noch mehr sparen

wenn Sie Ihren Eduscho-Kaffee gemeinsam mit einigen befreundeten Familien beziehen, denn schon bei 5 Kilo-Sendungen kommen die noch weit niedrigeren Grosspreise in Anrechnung. Fragen Sie also einmal Ihre Bekannten oder Kollegen. Die werden sich sicher alle gern beteiligen und sich freuen solch guten Kaffee so billig zu bekommen.

bin ich bis heute treu geblieben. Der Name ist die Abkürzung von Eduard Schopf, dem großen Kaffeem-

porteur in Bremen. Schopfs Bruder arbeitete als „Professor“, als Gymnasiallehrer in Lauenburg – der machte damals Propaganda für die Firma seines Bruders. Eduscho war ein Versandhaus, gab Rabattmarken aus, und so bestellten wir nicht nur für uns, sondern auch für die Nachbarin Frau Benkendorff, wobei wir alle Rabattmarken behielten. Und so hat sich Tante Trude im Lauf der Zeit ein ganzes Kaffeeservice plus Besteck zusammenspart, in blauem Design – das kannte damals jeder. Es lohnte sich, denn der Kaffee war damals schon teuer.



Luxus konnten wir sonst natürlich nicht, wir lebten bekanntlich äußerst sparsam. Wenn Dore Freundin Erika Greinke mit einem Kuchen zu Besuch kam, war das für uns etwas Besonderes. Süßigkeiten hätten wir uns nie kaufen dürfen. Wenn überhaupt, wurde der Kuchen selbst gebacken – das konnte

Tante Trude sehr gut, und sie hat es mir beigebracht.

Dore liebte es, die ausgetrunkenen Tassen auszulecken – wir zogen sie damit auf. Ich bekam immer die Käsereste. Wenn wir einen frischen Laib Brot besorgten, sicherte sich Irmgard sofort den Kanten und biss genüsslich hinein. Ich erinnere mich, dass auch ich einmal einen derartigen Appetit hatte – das war, als ich Irmgard half – wir warteten damals, dass ihr Sohn Gerhard zur Welt kam. Auf der Nehrung gab es bei den

Marie Kern und Frau Benkendorff

Alexander zu Besuch bei Marias Tante Ella Jung in Labes – 1940

Nachbarn frische Aale, und in meiner Erinnerung habe ich sie „mit Haut und Haaren“ verschlungen.

Die ersten Kriegsmonate waren noch nicht aufregend. Alexander bekam zunächst keinen Urlaub, aber ich konnte ihn Weihnachten 1939 ein paar Stunden in Stettin besuchen. Später fuhr ich mehrfach zu den pommerschen Truppenübungsplätzen in Groß Born bei Neustettin und bei Schivelbein, wo Alexander seine Grundausbildung machte. Der Name Groß Born war mir bereits bekannt, weil er berüchtigt war, denn dort wurden die jungen Soldaten „geschliffen“. Daher stammt der Spruch:

Es schuf der Herr in großem Zorn
Den Truppenübungsplatz Groß Born.

Groß Born lag nicht weit von Labes entfernt, wo meine Tante Ella Jung wohnte. Deshalb lud die Tante uns ein, wenn Alexander mal einen oder zwei Tage Ausgang hatte, und wir trafen uns in der wunderschönen Villa der Jungs in Labes. Tante Ella war sehr großzügig und stellte uns ein schönes Zimmer zur Verfügung. Ich habe das als besondere Wohltat empfunden, weil sie sich sonst nie um uns gekümmert hat.



Ich bin damals gern nach Persanzig bei Neustettin zu Trudi gefahren, habe ihr bei der Geburt ihrer Kinder beigestanden, dazwischen hatte sie auch mal eine Fehlgeburt – jedenfalls war ich oft dort. Trudi leitete in der Gemeinde einen kleinen Kirchenchor, und ich erinnere mich, wie ich einmal Ostern in Persanzig feierte und im Chor den Sopran unterstützte. Anschließend sagte sie: „Ach Maria, wie schön, dass du mitgesungen hast – den Unterschied habe ich sofort gehört!“

Als Kind habe ich mich mit Trudi viel gezankt, aber als Erwachsene verstanden wir uns großartig. Auch altersmäßig waren wir uns am nächsten – der Abstand zu den großen Schwestern war deutlicher: Dore war drei, Irmgard vier Jahre älter als ich.

Ich war mit meiner Arbeit ausgelastet. Die kleine Margarete wuchs und gedieh, Dore war mit dem Kinderwagen oft zu Besuch bei Tante Trude.

Die Tante, Jahrgang 1880, hatte mittlerweile die 60 überschritten, sie bewirtschaftete nach wie vor ihr Haus und den Garten. Bei der Gartenarbeit unterstützten wir sie regelmäßig, wir haben viele Früchte eingemacht. Sie hatte allerdings eine Putzfrau, die wöchentlich sauber machte und auch die Wäsche übernahm. Früher beschäftigte man allgemein eine Waschfrau, ich hatte auch eine – die es mir allerdings nicht gut genug machte. Damals brachte der Washtag große Anstrengungen mit sich: Über Nacht wurde die Wäsche eingeweicht, dann in der Frühe einmal gekocht, anschließend ausgewaschen und nochmal gekocht. Ich höre die Waschfrau noch sagen: „Bei Ihnen lohnt sich die Arbeit ja gar nicht – die Wäsche ist ja noch ganz sauber!“ Was ich für selbstverständlich hielt, empfand sie wohl als übertrieben

reinlich. Jedenfalls könnte ich heute auf vieles verzichten, aber nicht auf meine Waschmaschine. Diese Mühe damals!

Es ergab sich, dass sowohl Dore als auch ich unsere Wäsche bei Tante Trude wuschen, und auf dem kleinen Hof am Haus gab es einen Trockenplatz. Beide waren wir nach der Hochzeit in Mietshäuser gezogen, aber am Blücherplatz waren wir „zu Hause“.

Die ersten Kriegsjahre brachten keine materielle Not. Auch Hans-Otto wurde eingezogen. Er war bei einer Marineeinheit in Gotenhafen stationiert und besuchte Tante Trude einmal über Sonntag, und die fütterte ihn dann kräftig durch. Hans-Otto mochte wirklich gerne essen!

Mittlerweile waren Erich und Dore nach Bernstadt in Schlesien versetzt worden – das empfand ich als bitter, jetzt hatte ich keine Schwester mehr vor Ort. Der Wechsel kam nicht überraschend: Zollbeamte wurden prinzipiell oft versetzt, um einen zu intensiven Kontakt mit ihrer Umgebung auszuschließen. Mit Schlesien war Erichs Beförderung zum Kommissar verbunden.

Maria an Alexander

Aufdruck im Briefpapier

Wohl dem, der seine Hoffnung setzt auf den Herrn
Psalm 40, 5

Lauenburg, 6. 11.41.

Mein Zander-Lieb!

Bevor ich abends zu Bette gehe, schreibe ich dir jetzt regelmäßig meinen täglichen Gruß. Dann ist alles so still um mich und meine Gedanken sind ganz bei Dir. Was soll ich Dir alles sagen? Du weißt, was in mir vorgeht, wie meine Liebe dich heiß umgibt und Du in allem neben mir bist. Als ich heute den aufgehenden Mond sah und dachte ich an den Choral, der Mond ist aufgegangen ... –

Welche Ruhe liegt in diesem Lied und wie sehnen wir uns danach.

Gute Nacht, Liebster!

Deine Maria.

Auf der Rückseite Notizen von Alexander:

Lob der Ehefrau: 1. Petrus 3 Ehe

Sprüche: 11,16; 12,4; 14,1; 18,22; 19,14; 39,10–31

Prediger: 9,9

Markus: 10,6–9



1 Korinther: 7,3–5, 10–16; 11,3–16
Galater: 6,2 (unser Spruch 30. 6. 39)

Epheser: 5,22–33

Kolosser: 3,18–23

Sirach: 40,23; 7,21,28

Matth.: 19,3–9

Rainer Maria Rilke: „Was heißt: Siegen?! Überstehen ist alles!“⁷

⁷ „Requiem“ (1908), letzte Zeile im Original: „Wer spricht von Siegen? Überstehn ist alles.“

Aus „Requiem“ (auf den Tod des jungen Grafen Kalkreuth)

1. Petrus 5,7

All Eure Sorge werfet auf ihn, denn Er sorget für Euch.

Jeremia Klagelieder 3.

Psalm 27,4; Psalm 104,33 → mein Amt!

Psalm 118,8:

Es ist gut, auf den HERRN zu vertrauen, und nicht sich verlassen auf Menschen.

Magnificat Mariae Lukas 1,46

Simeonis Lukas 2,29

Psalm 36,10

– „In deinem Licht sehen wir das Licht!“

Advents- und Weihnachtsweissagungen:

Jesaia 9,1–6; 11,1–2

Micha 5,1

Psalm 24

Lucas 2,1–20

Matthäus 1,18–25; 2,1–12

Johannes 1,14; 3,16 2. Petrus 19

Als die Bombenangriffe auf Deutschland begannen, wurden die Mütter mit ihren kleinen Kindern aus den betroffenen Gebieten in die Provinz evakuiert – nach Lauenburg kamen viele Evakuierte aus dem Rheinland. Sie hatten gesetzlichen Anspruch auf Unterstützung gemäß des Gehalts, das der jetzt

Tante Trude, Maria und Oberschwester Elisabeth, 1942



in Uniform dienende Ehemann zuvor bezogen hatte.

Dieses Gesetz war neu – Ausführungsbestimmungen gab es nicht, ich war für die Versorgung der Evakuierten zuständig und musste nun erst den Gesetzestext akribisch durcharbeiten, um aus den Vorgaben eine Formblatt zu entwickeln, das die Frauen dann ausfüllten, um an ihre Unterstützung zu kommen. Ich hatte nun viel mehr Verantwortung als im Vorzimmer des Landrats, bekam die Sache aber in den Griff. Ich erinnere mich, dass von der Regierung ein Prüfer meine Abwicklung der Leistungsansprüche kontrollierte und anerkennend sagte: „Sie sind in ganz Pommern die einzige Frau, die diese Aufgabe erfüllt.“

In der Druckerei des Landratsamts arbeitete ein Kriegsversehrter – er hatte im Ersten Weltkrieg beide Beine verloren. Manchmal, wenn ich in seinen Raum kam, hatte er seine Prothesen auf den Tisch gelegt und stöhnte: „Ach, Frau Kern, Sie können sich nicht vorstellen, was für Schmerzen ich habe!“ –

Während des Krieges besann sich Tante Trude auf ihre guten Beziehungen zu dem Kinderheim im Wilhelmsstift, das in unmittelbarer Nachbarschaft ihrer früheren Wohnung in der Danziger

Straße (bis 1931) lag. Onkel Ernst hatte nicht direkt mit dem Heim zu tun. Aber die Bergmanns waren mit der Oberschwester Elisabeth gut befreundet. Damals war es üblich, dass sich solche Institutionen aus dem eigenen Garten selbst versorgten – dazu war eine Gärtnerin fest angestellt. Im Krieg gingen wir manches Mal in die Danziger Straße und erstanden dort einen kleinen Eimer Marmelade. Die Oberin freute sich ihrerseits, dass sie ein bisschen Bargeld in die Finger bekam – Tante Trude hat ihr die Marmelade immer gut bezahlt.

1944 erkrankte Tante Trude. Sie reiste nach Danzig, um sich dort untersuchen zu lassen: Unterleibskrebs! Sie wurde bestrahlt, kam aber bald zurück, weil die Krankheit schon zu weit fortgeschritten war.

Karl Will war 1941 gefallen. Irmgard kam jetzt mit ihren Kindern Gertrud und Gerhard nach Lauenburg zurück, vielleicht, um bei Tante Trudes Pflege zu helfen, sicher aber auch, weil das Leben in Deep auf der Nehrung sehr entbehrensreich war.⁸

⁸ *Anmerkung von Gerhard Will:* Richtig ist sicher, dass Mama versucht hat, von der Nehrung wegzukommen, wo es weder fließend Wasser, Strom, Straßen noch Einkaufsmöglichkeiten gab. Mein Vater, gebürtiger Großstädter, ist übrigens nicht dahin versetzt worden, sondern hat sich dorthin beworben! Und Mutti ist ihm gefolgt. Deep



Die Welt ist klein! Dr. Nagorsen war inzwischen gestorben, und als sein Nachfolger hatte sich Dr. Bügge aus Stargard im

war etwas für Verliebte, aber nicht für eine Witwe mit zwei kleinen Kindern. Um einzukaufen, musste man mit dem Segelboot oder dem Schlitten über den See fahren. Als mal Nebel aufkam und die Fischer sich verirrt, hat sich Gertrud die Füße erfroren. Als wir von Tante Trudes Beerdigung zurückkamen, lagen die Hühner erfroren im Stall. Sigrid und ich waren im Herbst [2003] in Deep, um nach Spuren zu suchen. Die Schule war schon von den Russen abgefackelt worden. Von Wohnhäusern, Feldern und Wiesen war nichts mehr zu sehen. Aber die Dünen und der Strand mit den schönen Kieseln am Spülsaum waren unverändert. Sigrid hat sogar etwas Bernstein gefunden.

Krankenhaus vorgestellt. Er trat die Stelle nie an, weil er als Stabsarzt eingezogen wurde: Während des gesamten Krieges war er der Vorgesetzte des Sanitätsfeldwebels Alexander Kern, der als OP-Helfer in Bügges Team arbeitete! Die beiden Männer verstanden sich bestens und blieben ihr Leben lang befreundet. Heute sagt Alexander, dass Bügge und er auf jeden Fall gemeinsam alt geworden wären – ohne den Krieg hätte man sich in Lauenburg kennen gelernt.

Die schwerkranke Tante Trude konsultierte also einen anderen Arzt, der ihr natürlich auch nicht mehr helfen konnte. In dieser Zeit habe ich sie versorgt, morgens Frühstück gemacht und so weiter. Aber ich wohnte weiter im Gemeindehaus in der Kaiser-Heinrich-Straße. Doch als es zu Ende ging, habe ich dann mit im Zimmer der Tante geschlafen.

Gertrud Bergmann an Alexander

Vermerk Alexander:

Tante Trudes letzter Brief an mich

Dzg-Langfuhr [Danzig-Langfuhr] 19.8. [1944]
Mein lieber guter Alexander! Du hast mir einen so sehr lieben trostreichen Brief geschrieben, den ich dir heute mit vielem herzli. Dank beantworten will. Wie du siehst, bin ich wieder 1x aushäusig, seit Dienstag bin ich hier,

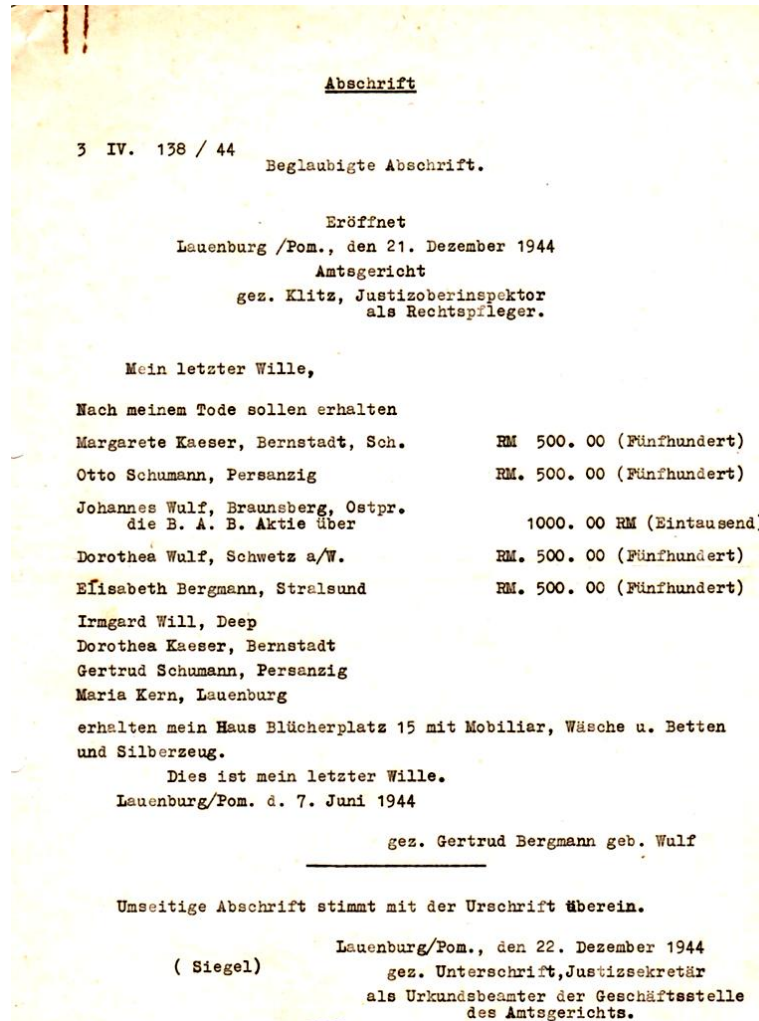
deine Maria brachte mich wieder fürsorglich her. Ich habe nun schon wieder 5 Röntgenbestrahlungen hinter mir, u. z. Zt. liege ich zu Bett mit der heute Vorm. gemachten Radiumeinlage, vor der ich nach meinen ersten Erfahrungen vor 5 Wochen ein gewaltiges Grauen hatte. Diesmal dauert die Einlage aber statt 24 Std. nur 10 Stunden, u. das ist für mich eine solche große Freude, dass ich dir das mitteilen will. Oftmals denke ich, dass es gar nicht richtig von mir ist, dass ich alte vergehende Frau so viel noch für mich tue, Ärzten u. Schwestern die Zeit nehme, die sie für mich aufwenden. Wie arbeitet vor allem, wie sorgt und müht sich deine kleine Frau für mich, sie opfert sich auf u. quält sich. Wie kann ich nur ratsuchen, ihr eine kleine Freude zu machen? Ich habe ihr so viel zu danken, ihr u. Dir, lieber Alexander, für alle Eure mir erwiesene Liebe. Zu Gott will ich beten u. ihn bitten, dass er Euch schützen, Euch segnen möge u. dich heim geleiten nach all dem Kriegsgrauen zu glücklichen Jahren im Frieden. Ich grüße dich, mein lieber guter Alexander, in treuer Verbundenheit als deine Tante Trude.

Bis Anfang Dezember ist sie noch aufgestanden, ich erinnere mich, dass wir den ersten Advent gefeiert und Adventslieder gesungen haben, zusammen mit unseren beiden Mieterinnen von oben. „Tante Trude, du hast immer noch die schönste Stimme von uns allen!“, sagte ich.

Im Gegensatz zu Marias Trauer geht aus Tante Trudes überliefertem Testament nicht hervor, dass Maria das Wohnrecht zugesprochen bekam

Mitte Dezember 1944 starb sie. Morgens verabschiedete ich mich von ihr, und sie schaute mich sehr traurig an. Als ich mittags nach Hause kam, sagte Irmgard, dass die Tante eingeschlafen sei. Eigentliche Todesursache war eine Embolie, die durch den Zersetzungsprozess hervorgerufen wurde. Der Arzt sagte: „Danken Sie Gott, dass es so schnell gegangen ist!“

Denn unter vorgehaltener Hand wurde schon länger über die bevorstehende Flucht gesprochen. Worauf Tante Trude klar und bestimmt sagte: „Kinder, lasst mich hier!“ Entscheidungen mochte man in dieser Situation nicht treffen, wir haben immer drum herum geredet und sagten natürlich: „Wir lassen dich nicht alleine!“



Gertrud Bergmann wurde neben ihrem Mann Ernst und ihrem Bruder Martin Wulf auf dem Friedhof zwischen Adolf-Hitler-Straße und Wollmerstraße beerdigt. Die Grabstätte lag am Hauptweg, ganz in der Nähe der Friedhofshalle. Nur ein paar Schritte weiter befand sich das Grab meiner Großeltern Wulf, man konnte ihr Grabkreuz von Vaters Grab aus sehen.

Die Trauerfeier fand in bescheidenem Rahmen statt, und nach der Beerdigung kam einige Gäste zu uns ins Haus. Irmgard und ich haben noch einen schönen Kuchen backen können, denn die Tante hatte Butterfett, so genanntes Butterschmalz, eingemacht.

Maria in Rot-Kreuz-Tracht, September 1942

Wir vier Schwestern erbten das Haus gemeinsam, aber Tante Trude überließ das Wohnrecht testamentarisch mir – wohl um meine Pflege anzuerkennen. Darüber war Irmgard sehr traurig, denn sie wäre mit ihren Kindern liebend gern für immer dort eingezogen – ihr Mann war ja schon seit drei Jahren tot.

Ich wollte ihr gern die obere Etage überlassen, die für sie und die beiden Kinder durchaus gereicht hätte. Alexander und ich wären dann unten eingezogen. Aber das lehnte sie ab – mit dem Hinweis, dass ich doch bereits eine Wohnung im Gemeindehaus hatte. Doch die habe ich immer als Notbehelf angesehen – sie war nur durch eine Tür von der Wohnung der Gemeindegeschwister getrennt. Ich bestand also darauf, mein Wohnrecht in Anspruch zu nehmen.

Das gestaltete sich aber schwierig, denn wenn damals durch Tod Wohnraum frei-

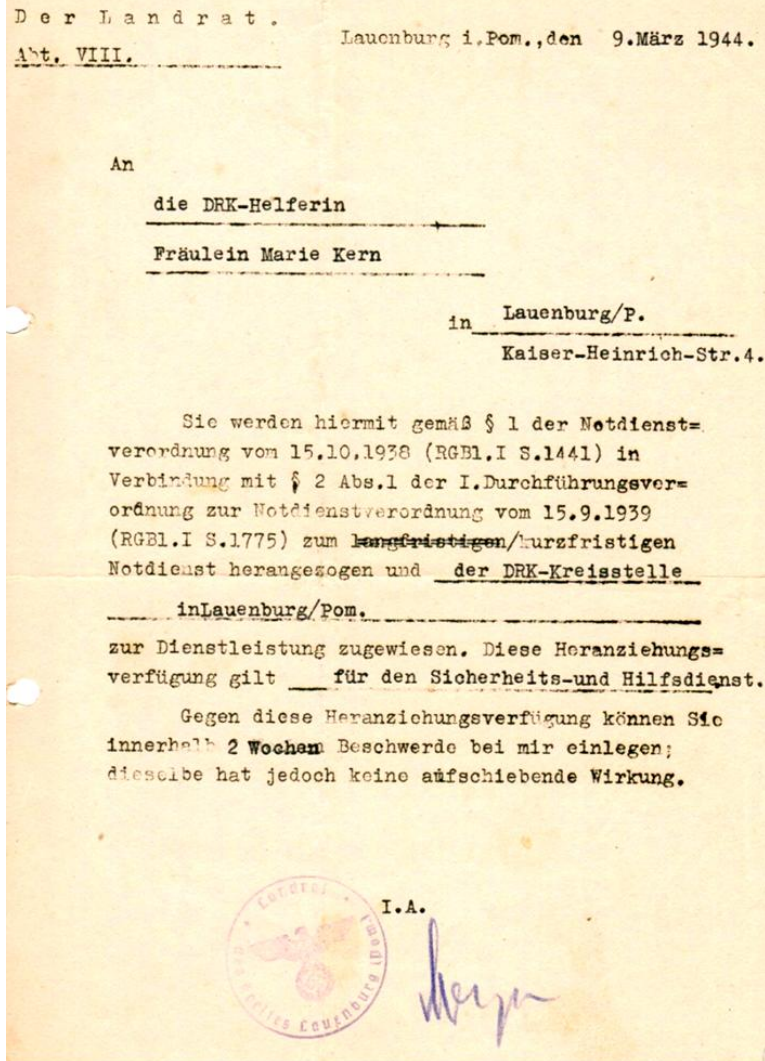


wurde, verfügte die Stadt, dass er von Flüchtlingen genutzt werden sollte. Ich verhandelte also mit dem Magistrat und besorgte außerdem von der Kirche die Genehmigung, dass meine bisherige Wohnung nun von Flüchtlingen genutzt werden durfte. Sehr schwierig. Ich musste einfach selbstbewusst auftreten und ließ auch nicht locker. Endlich bekam ich den Schein und zog am Blücherplatz ein – mitsamt dem kostbaren Flügel. Dadurch wurde es eng, denn die Möbel der Tante standen ja noch an ihrem Platz, und ich brachte zwei voll möblierte Zimmer mit. Nun besaß ich die schöne Wohnung. Aber ich habe sie nur gut zwei Monate genießen können.

Dore kam mit ihren Kindern aus Schlesien zu Besuch – inzwischen war Margarete fünf Jahre alt und ihr Bruder Ernst-Dieter zwei. Ich erinnere mich, wie ich einmal helfen sollte, die Kinder anzuziehen. Damals hatte ich selbst

noch keine. Entsprechend kommentierte Dore: „Man merkt, dass du keine Ahnung hast, du kannst ja noch nicht einmal richtig die Schuhe zubinden!“

Ich war Rot-Kreuz-Helferin, eine reguläre Schwesternausbildung hatte ich bekanntlich nicht machen können. Komischerweise habe ich dann selbst Frauen in Erste-Hilfe-Lehrgängen ausgebildet, was mir viel Freude bereitet hat, und ich hatte Talent dazu. In solch einem Kursus saßen etwa 20 Frauen, die nun die nötigsten Griffe lernen sollten, Verbände etc. Einige dieser Lappen und Binden habe ich bis zum heutigen Tag aufgehoben. Im Nachhinein muss man sagen: Diese Kurse waren Quatsch, letztlich überflüssig.



Tagsüber arbeitete ich bis unmittelbar vor der Flucht auf dem Landratsamt, und während die Flüchtlingszüge aus Ostpreußen auf der Fahrt nach Westen Lauenburg passierten, machte ich abends regelmäßig Bahnhofsdiensdienst. Das war eine sehr traurige Erfahrung. Aus den eingelaufenen Zügen wurden die Toten herausgeholt und einfach beiseite gelegt. Ganz selten konnten wir wirklich helfen. Ich wandte mich an die Leitstelle: „Wir haben kaum Verbandszeug!“ Mein Dienst bestand vor allem darin, den Menschen eine Tasse Kaffee zu reichen und Ähnliches. Zum Registrieren der Toten war keine Zeit mehr, die Züge hielten nur kurz – ein Chaos ohnegleichen. Grauenvoll.

Meinen Rot-Kreuz-Mantel habe ich später auf der Flucht getragen – er

DRK - Kreisstelle

Lauenburg, den 6. Mai 1944.
(Ort und Datum)

an den/die DRK - Helferin Maria Kern


Lauenburg, Kaiser Heinrichstrasse 4

Ich befördere Sie mit Wirkung vom 20. April 1944

zum/zur DRK - Vorhelferin.

DRK - Kreisführer
I.V.
J. J. J.
Leiter der Führungsabteilung

(Unterschrift)



D. V. 1 Form. / 14a - 10000
G/0248

war das Wärmste, was ich hatte. Später, in Itzehoe, ließ ich ihn von Schneidermeister Mielke wenden und einen neuen Mantel daraus machen.

Nach Tante Trudes Tod sorgte ich für Kater Teddy, aber auf die Flucht konnte man Haustiere nicht mitnehmen. Ich sehe noch heute vor mir, wie der

Friedhofsgärtner Reetz durch die Straßen ging und auf Bitten der Anwohner die Haustiere erschoss. Doch das brachte ich nicht übers Herz – ich habe Teddy freigelassen.

Am letzten Tag packte ich eine Kiste, um sie per Post nach Itzehoe zu Schwiegermutter zu schicken: ausschließlich abgetragene, alte Sachen – alte Bettwäsche, ein paar Handtücher, Besteck aus der Küche, für Alexander einen abgelegten Anzug aus Studententagen, mit einer Knickerbocker-Hose. Denn ich sagte mir angesichts der Umstände: „Die Kiste kommt sicher nie an!“ Auch Alexanders praktisch ungebrauchten SA-Mantel packte ich in die Kiste, er war ein Geschenk seines Hochschullehrers Gerhard Schwarz.

Nach meiner Ankunft in Itzehoe sagte Schwiegermutter: „Für dich ist eine Kiste eingetroffen.“ Ich war völlig überrascht – wie war das nur möglich ... ich weiß es nicht. Die Züge waren damals derart vollgestopft mit Menschen, dass wirklich nichts mehr hineinpasste. Man konnte weder Fenster noch Türen der Waggons erkennen – überall standen, hingen, klammerten sich Menschen fest. Der Postweg dieser Kiste grenzt tatsächlich an ein Wunder. Den so geretteten SA-



Mantel haben wir später schwarz gefärbt und umarbeiten lassen. Alexander hat ihn noch jahrelang getragen. Denn die Nazi-Uniformen waren von bester Qualität!

Am 9. März 1945 ging ich auf die Flucht und verließ Lauenburg für immer. Ich habe oft gesagt: Was ich Adolf Hitler nicht verzeihe – er hätte, als die Russen Ostpreußen erreichten, sagen müssen: „Jetzt ist Schluss!“ Dann wäre uns wenigstens das Flüchtlingselend erspart geblieben. Was damals passiert ist, ist nicht wieder gutzumachen.

Heute sage ich zu meiner Putzfrau: „Als Sie aus Kasachstan ausgewiesen wurden, da konnten Sie Ihr Hab und Gut ja mitnehmen. Aber ich bin in Itzehoe mit nichts angekommen – nur mit dem Kleid, das ich auf dem Leib hatte. Ich habe es jahrelang getragen. Ihr Gefühl für die verlorene Heimat kann ich gut verstehen. Aber Ihre Flucht war nicht so schwer wie meine.“

Heute gibt es viele Menschen, die nach Pommern zurückgehen und ihr Grundstück zurückkaufen, um dort wohnen. Für uns wäre das grundsätzlich nie infrage gekommen, denn Alexanders Heimat war Itzehoe, dort hielten ihn seine Wurzeln fest. Ich habe also über eine Rückkehr nie nachgedacht – bis vor zehn Jahren hätte ja überhaupt niemand diese Möglichkeit

in Betracht gezogen: Uns Laien hat die Öffnung der Grenzen sehr überrascht. Rein politisch war es wohl abzusehen, aber sie haben ziemlich dicht gehalten.

Als im September 1939 der Krieg begann, wurde sofort Militär im Lauenburger Gemeindesaal einquartiert. Ich erinnere mich, wie ich im Hof zum erstenmal Soldaten sah – ich habe den Krieg immer schon verabscheut, seit wir in der Schule über das Elend des Ersten Weltkriegs gehört hatten. Ich ging also in meinen Keller und brachte den Männern etliche Flaschen selbstgemachten Fruchtsaft, den sie mit Wasser mischen konnten. Sie haben sich sehr gefreut – das werde ich nie vergessen. Ganz fremd war mir, selbstständig die Entscheidung zu treffen, den Soldaten zu helfen. Bisher hatte ich praktisch immer auf Anweisung gehandelt.

Ähnlich fühlte ich mich 1945, vor der Flucht. Da nahm ich Flüchtlinge aus Ostpreußen in unser Haus auf und behandelte sie wie Verwandte – dass sie mit nichts ankamen, spielte keine Rolle. Ich bezog für sie die Betten frisch und teilte meine Vorräte mit ihnen – wir hatten im Keller noch einige Reserven in Weckgläsern.

Und als ich dann das Haus abschloss, um selbst auf die Flucht zu gehen, da sagte die eine Flüchtlingsfrau zu mir: „Frau Kern,

ich wünsche Ihnen, dass Sie auf Ihrem Weg genauso freundlich aufgenommen werden, wie sie uns bewirten haben!“ Und so ist es mir tatsächlich ergangen: Wo ich auch anklopfte und um ein Platz zum Schlafen bat – und sei es auf dem Fußboden – ich bin nie abgewiesen worden! Natürlich trat ich bescheiden auf: Man forderte nichts, man fragte höflich an, bat um Unterkunft, während draußen die Bomben fielen. Auch das werde ich nie vergessen. Es bestätigte meine Auffassung, die ich allerdings schon von meinem Vater übernommen hatte: Jeder Mensch verdient eine gute Behandlung, ob er mir nun direkt nützlich sein kann oder nicht. „Sei immer gut und freundlich – zu allen Menschen!“ hat mein Vater uns beigebracht.



April 1945

So, jetzt höre ich auf. Es ist spät geworden, Alexander will ins Bett. Er sitzt bereits auf seinem Klavierschemel und will mir ein Abendlied spielen.

Ich weiß auch schon, um welche Melodie ich ihn bitten werde.



**Aufgezeichnet
im Sommer 2002 von
Andreas Kern**

**Durch nachträglich erzählte
Episoden ergänzt zu
Marias 100. Geburtstag
am 4. April 2017**

ANHANG

Briefe aus der Verlobungszeit

Im Nachlass von Maria und Alexander Kern fanden sich die Briefe, die Alexander zur Zeit der Verlobung aus Lauenburg an seine Mutter nach Itzehoe geschrieben hat. Der heimliche Verlobungstag war der 30. März 1938. An ihrem Geburtstag, dem 4. April, weihte Maria ihre Familie ein. Die offizielle Verlobungsfeier fand am 24. April statt.

Alexander an Mutter Marie Kern

Dieser Brief ist nur für dich!

Lauenburg/Pom
26. III. 38

Meine liebe Mutter!

Du wirst dich wundern, oder vielmehr, du weißt, oder ahnst alles schon vorher. Ihr Mütter und Frauen seid uns Verstandesmenschen so himmelhoch überlegen durch Euren untrüglichen Instinkt. –

Sie heißt Maria, um damit zu beginnen, Maria Wulf, und ist die vierte Tochter eines pommerschen Landpastors, dessen Frau kurz nach der Geburt des 5. Kindes starb, und der selbst nur bis 1931 lebte. Die Schwester des Pastor Wulf ist Frau Gertrud Bergmann, deren Mann, Gymnasialstudienrat, auch 1931 starb und die alle 4 Nichten zu sich nahm. Maria war damals 14 Jahre alt. Sie arbeitet mit ihrer älteren Schwester hier im Landratsamt, so ähnlich wie Leusch.⁹

So das ist das Äußere.

Wie soll ich dir den Menschen Maria beschreiben?

Es gibt ein wunderschönes Wort im neuen Testament. 1. Petrus 3,4 – der verborgene Mensch des Herzens unverrückt mit sanftem und stillem Geiste. – So ist sie.

Ich kenne sie nun schon 3 Jahre, aber es ist mir noch nie ein Mädchen begegnet von so kühler Reserve, ja zu Anfang eisiger Zurückhaltung.

Unendlich langsam ist das anders geworden. Besonders in diesem Winter sind wir uns näher gekommen und haben uns in

⁹ Leusch = Alexanders Schwester Elisabeth

mancher Stunde einsamer Spaziergänge kennen gelernt. Kennen und verstehen. –

Auf meinem Kalender steht die Woche ein wunderschöner Spruch von Jean Paul: Man schweigt zweimal in der Liebe, das erste mal aus Furcht, das zweite mal aus Vertrauen; das erste mal im stummen Vorfrühling des Herzens, wo die Blicke noch zu laute Worte sind und wo jede Seele in ihrem dunklen Laube für die andere reift; das andere mal im Nachsommer des Herzens, wo zwei vertrauende Menschen schweigend, erinnernd und genießend auf der erreichten stillen Höhe nebeneinander stehen. –

Denke dir ein feines, reines Mädchen, in der Art wie unsere Elisabeth, mit einem freien und wunderbar offenen Blick.



Einen Menschen, der früh durch viel Leid hat gehen müssen und ohne Mutter aufgewachsen ist, dessen Eigenleben und Inneres durch diese Umstände tief und ernst geworden ist, das Ganze überbaut durch einen lebhaften Geist und einen überraschend gesunden Menschenverstand, dessen Gedankenklarheit mich oft in die Enge treibt bei meinen verstandesmäßigen Konstruktionen. –

Du weiß, daß ich im Grunde meines Herzens schüchtern bin. Alle gesellschaftliche Gewandheit, die man sich mit der Zeit als praktisch aneignet, kann mich nicht darüber wegtäuschen. Ich habe bisher geschwiegen, Maria gegenüber, soweit man mit Blicken schweigen kann. Ich weiß aber bestimmt, daß es nicht mehr lange dauern wird, dann werde ich sprechen.

Ich bin nicht „verliebt“. Nein, Mutter, ich liebe einen reinen, guten Menschen mit meiner ganzen Seele, ich möchte diesen Menschen für immer an mein Leben binden, denn ich weiß, daß wir innerlich zueinander gehören.

Das sind große Worte, aber sie sind gewachsen in mancher Stunde, in manchem Monate, ja in manchem Jahr. –

Du wirst sagen: und die Klappholttal-Bekanntschaft?

Ja gewiß, das ist da! Aber ich glaube, das alles war Reaktion auf die große Enttäuschung E. H. und Schmerz über die ungeheure Reserve bei Maria. Nun aber glaube ich das Eis gebrochen. Ich hoffe. Wir sind fast täglich zusammen.

Meine liebe Mutter, ich bin so reich und so glücklich, ich möchte wohl bei dir sein und mit dir über Maria sprechen.



**Marie und Sohn Alexander
Ostern 1938**

¹⁰ Offenbar war Mutter Marie derzeit zu Besuch bei ihrem Bruder Paul Flemming in Schlesien.

Ich grüße dich als Dein glücklicher
Zander

Marie Kern an Alexander

Offenbar ein Entwurf, unvollständig,
ohne Unterschrift

Haynau den 28. III 1938¹⁰

Mein lieber, lieber Junge!

Hab Dank für deinen eben erhaltenen Brief, der bei mir nur Freude, große, herzliche dankbare Freude ausgelöst hat, und weiter auslösen wird. Mit dem Ahnen von Müttern hast du nicht so ganz unrecht. Als ich den unfahrplan-mäßigen, dicken Brief in der Hand hielt, da dachte ich, er hat was auf dem Herzen, sonst käme

dieser Brief nicht. Und nun sehe ich doch das was dich beschäftigt u. bewegt.

Daß du soweit bist, macht mich so froh. Ich glaube, daß du mehr als deine Brüder schon jetzt jemand brauchst, dem du dich mitteilen kannst u darfst u der alles mit dir lebt u mit dir trägt

Daß du mir aber diesen Brief schreibst, ehe du den eigentlichen Schritt getan hast, und daß du mir so Gelegenheit gibst, dich mehr als sonst auf bebendem Mutterherzen zu tragen, das dank ich dir heute mit einem Kuß. Ich weiß, was es dir bei deiner Zurückhaltung bedeutet, mal so aus dir herauszugehen.

Ich warte nun ab, was du mir weiter schreibst, und freue mich auf den Augenblick, wo ich deiner Maria meine Mutterhände ausbreiten darf. Deine kurze, knappe Charakteristik mit dem angeführten Bibelwort sagt mir mehr, als du meinst, und gibt mir die Gewähr für die Unterlagen einer wahren Ehe, so wie ich sie habe kennen lernen dürfen

Dein Brief kam heute morgen, als ich im Begriff war, mit meinem Karl Friedrich, der seit Sonnabend Abend bei mir ist, einen Weg in den Wald zu machen. Es lag mir so am Herzen,

den Jungen mal ein Weilchen für mich in einer stillen Stunde zu haben, weil er, bedingt durch eine ihm von seinem Chefe in Aussicht gestellte Lebenshaltung, sich mit ehelichen Plänen beschäftigt wie du.

Mit meinem vollen Herzen habe ich da deinem Bruder von deinem Glück erzählt, noch ohne den Brief vorzulesen, was mir den Schlüssel gab, ihm das zu sagen ~~über die Wahl einer Frau, wie sie in Vaters u. meinem Sinne~~ was Vater u. mich bewegt hat, als wir uns einander näherten. Du glaubst nicht, wie die Tatsachen aus dem Inhalt deiner Zeilen mir geholfen haben, an den stillen verschlossenen Karl Friedrich heranzukommen und wie viel Verstehen er zeigte. Diese Runde mit ihm u sein Vertrauen waren mir ein neues Geschenk, heute wo du mich schon so reich gemacht hast. Ich hoffe, in diesem Sinne vergibst du mir mein nicht-Dichthalten. Großmutter ahnt noch nichts. ~~Ich konnte doch~~

Der Text bricht ab. Auf demselben Bogen um 180° verdreht:

1 2 3 4 5 6 7 8 9

Sie ben zig Jah re reich an Ar beit

10 11 12 13 14 15 16 17 18
und Stre ben an Freu den und Lei den

1 2 3 4 5 6 7 8
Herr/Gott hel fe fer nen Kin dern und

9 10 11 12 13 14 15 16
Ju beln und hei lend auch bei den

Alexander an Marie Kern

Lauenburg/Pom

4. IV. 38

Meine liebe Mutter!

Meine Maria sitzt neben mir. Wir wollen Dir zusammen einen
Gruß schicken.

Was vor 8 Tagen noch Andeutung war in meinem Schreiben,
das ist jetzt volle und ganze Wirklichkeit: Wir haben uns
einander versprochen und wollen von nun an miteinander
gehen.

Heute wird Maria 21 Jahre und diesen Tag benutzen wir, um
vor unseren Familien unsere Verlobung bekannt zu machen.

Vor allem denken wir auch an dich und wissen, daß du mit
deinen Gedanken viel bei uns bist in diesen Tagen. Dein lieber
Brief ist so voll Verstehen und tragender Liebe, daß ich
glücklich bin, dir jetzt so schreiben zu können, wie ich es lange
wünschte.

Ich bin einfach glücklich, das sagt so viel und vermag doch
nicht zu erfassen, was ich dir alles sagen möchte. Ich grüße
dich zum ersten Mal, nicht mehr allein, sondern mit deiner
neuen Tochter Maria, die du so lieb haben mußt, wie ich.

Deine Maria und dein glücklicher Zander.

Marie Kern an Maria

Entwurf, vermutlich 5. April 1938, auf einem Umschlag geschrieben

Meine liebe neue Tochter!

Nachdem, was mir mein glücklicher Alexander vor 10 Tagen berichtete, bist du mir keine Fremde mehr. Seitdem habe ich Euch täglich verfolgt auf dem Wege, der Euch beide an das Ziel bringen sollte, an dem ihr heute dankbaren und bewegten Herzens steht. Was ich mich mit Euch freue, das weiß Alexander, und wenn ich dich hoffentlich in absehbarer Zeit in Itzehoe sehen werde, dann sollst und mußt Du erwarten, daß ich dich lieb habe, weil du das Leben meines lieben Jungen reichmachen willst. Daß Ihr beide in der gegenseitigen Liebe reifen möchtet, einer dem andern helfend mit der Gabe, die ihm gegeben ist, das ist



meine Bitte zu Gott. Ich gehöre nämlich noch zu den unmodernen Menschen, die nach selbst gemachten Erfahrungen glauben „Ehen werden im Himmel geschlossen.“ Wenn also eine solche Ehe im Himmel geschlossen ist, dann wird der, der Eure Herzen sich finden u. verstehen läßt, Euch weiterhelfen, daß das, was ~~so anfang~~ unter solchen Voraussetzungen angefa[ngen] hat, einer Vollendung entgegen reift, die dem Anfang entspricht. Da du ~~seit langem~~ in ~~so frühen~~ Jahren schon deine beiden lieben Eltern hast entbehren / schon als kleines Kind liebe Eltern hast entbehren müssen, nehme ich dich mit ganz besonderer Herzlichkeit in den Kreis unser Familie auf. Ich hoffe, du wirst dich auch in dem sehr verschieden eingestellten Geschwisterkreise wohlfühlen. Wie ich mich für meine Elisabeth freue, daß sie in dir eine liebe Schwester und verstehende Freundin bekommt, kann ich

gar nicht sagen. Sie ahnt noch nichts, soll nun aber sofort die Freudenbotschaft hören.

Grüße deine lieben Schwestern u
Eure verehrte Frau Trude

Und laß Dich umarmen von

Deiner Mutter

Alexander an Marie Kern

Lauenburg/Pom

8. 4. 38

Unsere liebe Mutter!

Wir beide sitzen in meinem Zimmer und lesen deinen lieben Brief. Wir sind froh, wie aus jeder deiner Zeilen deine liebe Mitfreude zu uns spricht, und haben darum auch eine Bitte an



dich. Wäre es nicht möglich, daß du am Sonntag dem 24. April zu unser offiziellen Verlobung hier wärest. Frau Trude Bergmann, Tante Trude, wie sie jetzt auch für mich heißt, lädt dich herzlich ein, bei ihr zu wohnen und grüßt dich auf diesem Wege. Wie wir beiden uns freuen würden, kannst du dir garnicht vorstellen. –

Zwar weiß ich, daß es sehr schwierig für dich ist, überhaupt dort fortzukommen, und doch fragen wir an bei dir. Am Mittwoch, dem 20. April wollen wir hier in der Zeitung und durch Karten die Verlobung bekanntmachen und am Sonntag d. 24. 4. einige Gäste zu Tante Trude laden.

—

Nun kommt auch ein Bild von Maria für dich, damit du deine neue Tochter einmal siehst; es ist vor 1 ½ Jahren

gemacht worden und wird bald ergänzt.

Nun grüßen wir dich ganz herzlich und hoffen bald auf Antwort von dir.

Marias Zusatz

Dein lieber Brief war für mich heute eine ganz besonders große Freude und ich bin dir so sehr dankbar dafür.

Viele herzliche Grüße von deiner

dankbaren Maria und
deinem glücklichen Zander

Alexander an Marie Kern

Lauenburg/Pom
10. IV. 38

Meine liebe Mutter!

Verzeihe die äußere Form.¹¹ Aber ich hatte Angst, der Gruß könnte zu spät kommen. Ich sitze mal wieder auf der Orgelbank. Wie diese Zeit täglich. –

¹¹ Alexander schreibt nicht wie üblich mit Tinte, sondern mit Bleistift

Dieser Gruß soll dir sagen, daß ich am 12. 4. an Vater und dich in aller Liebe denke und versuche die Zeitspanne zu sehen, die uns nun schon von dem 12. 4. 1918¹² trennt. Wir kennen unseren Vater wohl am besten aus deinem Erzählen und aus der Art, wie du mit uns an den Gedenktagen sein Andenken feiertest.

Und als ich neulich in der schönen Familienbibel die Todesanzeige aus der Itzehoer Zeitung fand, die ich aus Itzehoe mitgenommen habe, war ich wieder einmal ungeheuer stolz, daß wir einen Vater haben, der sein bestes Sein dem Vaterlande opferte.

Ich möchte dich bitten, daß ich im Sommer einmal die Briefe lesen darf, die Vater aus dem Feld dir geschrieben hat. Ich glaube in dem letzten Jahre innerlich so weit gekommen zu sein, daß ich etwas von dem nachfühlen kann, was Mann und Frau in solchen Zeiten sich sein können. –

Du fragst in deinem lieben letzten Brief aus Haynau nach Marias musikal. Gaben. Marias Vater war ein „singender Pastor“, der in seiner Gemeinde musikal. sehr eifrig gearbeitet

¹² Am 12. 4. 1918 starb Alexanders Vater als Soldat im Ersten Weltkrieg

hat. Maria selbst singt seit Jahren in meinem Kirchenchor Sopran und hat seit einem Jahr ungefähr mit ihrer älteren Schwester bei mir Klavierstunde. Sie spielt technisch so wie Leusch. Ist aber darüber hinaus viel reifer im Zuhören und Erfassen ernster und guter Musik. Mit einem ungeheuer feinen Gefühl für das Ernste und Schöne. Sie ist ein Mensch, der zuhören kann, und das ist sehr viel!

Ich schreibe bald mehr von Maria! Ich erzähle dir so gerne von ihr.

Am Dienstag denkt an dich und Vater

Dein Zander

Heute schrieben Onkel Heinz und Tante Berta¹³ einen herzlichen Gruß an mich und Maria. Sie schickten einen sehr schönen silbernen Untersatz.

¹³ Alexanders Pate Heinrich Lohmeyer (Göllschau/Schlesien) war ein Bruder von Alexanders Großmutter Elisabeth Flemming



Alexander an Marie Kern

Lauenburg/Pom

11. 4. 38

Meine liebe Mutter!

Du wolltest noch den genauen Termin der Veröffentlichung wissen. Weil ich ja diese Woche keine Zeit habe, auch die Feiertage dieses Jahr mehr wie sonst mit Extradienst belegt sind, haben wir beschlossen, am Mittwoch den 20. 4. die beifolgende Anzeige hier zu veröffentlichen. Auf der Lauenburger A. steht dann noch, daß wir am 24. 4. am Blücherplatz 15, wo Frau Bergmann wohnt, zu Hause sind. Ich werde Leuchtmanns und die Synodalen Herrn und Pastoren nachmittags einladen. – Ich möchte dich bitten, an diesem Tage auch in Itzehoe die Anzeige zu veröffentlichen. An besondere Leute schicken wir dann noch Karten. Ich habe alle Hände voll zu tun mit meiner

musikalischen Feierstunde am Karfreitag¹⁴, die dieses Jahr besonders schön werden soll. Eine Altstimme, Solovioline, Solocello, Chor und Orgel, dazu Lesung des Pastors Ehrenpfort und Gemeindegesang.

Eine Folge bekommst du noch.

Am Osterfest selbst haben wir noch die 3. Einsegnung von 107 Kindern, dazu massenhaft Trauungen usw. Meine Chorleute müssen mächtig heran. –

Vom 21. 4. an bin ich am staatl. Lyceum angestellt mit 8 Wochenstunden Musik- und Chorunterricht.

Dafür bekomme ich das ganze Jahr ein monatl. Fixum vom 60.–

Dadurch, daß eine Klavierlehrerin verzogen ist und durch ein Konzert, bei dem ich Klavier begleite: (Kritik¹⁵ anbei, bitte zurück) habe ich Massenzug am Klavierspielen. Kann ohne weiteres über 100 damit monatlich freimachen.

¹⁴ 15. April

¹⁵ Die Kritik ist nicht erhalten.



Auf Grund dieser erfreulichen Gehaltserhöhung meinte Pastor Haack vorige Woche: „Mensch, dann können Sie ja heiraten!“ Dabei weiß er von nichts! Oder tut wenigstens so. Na schön!

Im nächsten Brief mehr über Maria. Sie hat sich mächtig über deinen lieben Brief gefreut, ist aber ungeheuer zurückhaltend im Schreiben. Das wird dir manches erklären.

Es grüßt dich herzlich dein Zander

Alexander an Marie Kern

Lauenburg/Pom
12. 4. 38

Meine liebe Mutter!

Maria hatte mich gebeten, ihr zum Geburtstag ein Bild von mir zu schenken. Kleinere hatten wir von einander schon mehrere.

Da mein letztes Bild dieses Formats bereits 4 Jahre alt ist, ich schenkte es dir Herbst 34, als ich hierher fuhr zum Dienstantritt, so ist es sicher ganz gut mal wieder ein etwas „älteres“ Bild zu sehen. Nun möchte ich dir dieses Bild zu Ostern schenken. Ein ähnliches von Maria, vom selben Mann, ist gestern gemacht worden und folgt bald, damit du dir deine Kinder nicht nur vorzustellen brauchst. Das B.D.M.-Bild von Maria ist nicht so



ganz, wie sie wirklich ist. Nur die Augen sind echt. –

Gestern habe ich etwas gemacht, was gänzlich neu für mich war, und was wohl einmalig ist in unserem Leben. Ich habe die Trauringe gekauft für meine Maria und mich. Ich war bei einem Goldschmied, der kirchlich sehr interessiert ist und der es verstand, die Sache nicht gar so „geschäftsmäßig“ zu gestalten. –

Wir lassen unsere Vornamen eingravieren und das Datum unser Verlobung, den 30. 3. 38. Denn nicht der 4. 4., der Geburtstag von Maria, ist der eigentliche Verlobungstag. Da haben wir es der Familie bekannt gegeben. –

Schreib doch, ob es garnicht möglich ist, daß du am 24. 4. hier bist. Es wäre sehr schön für uns, wenn du es möglich machen könntest. Hoffentlich hat Groß-

mutter die Reise gut über-
standen, davon hängt schließlich
alles ab.

Ich grüße dich, die Geschwister
und Großmutter herzlich.

Hoffentlich gefällt dir das Bild.

Dein Zander



Alexanders Trauring mit der
Gravur „MARIA“

Alexander an Marie Kern

Lauenburg/Pom
13. 4. 38

Liebe Mutter!

Wir haben eben den Fahrplan nach deinem Zug durchsucht.
Wir sind selig, daß du kommen willst. Wir freuen uns
schrecklich. Und wir wollen dein Hiersein feiern. Du wirst bei
Tante Trude schlafen und wir hoffen stark, daß du auf
Ferienkarte, also auf mindestens 8 Tage kommst. Der Zug, der
nach deinen Angaben um 13 Uhr in Stettin ist, geht nach
meinem Fahrplan in Hamburg ab Hauptbahnhof 7.00. Der von

Itzehoe abgehende Zug 5³² aber ist erst 7⁰² in Altona. Du mußt
dich dort noch erkundigen, ob diese Differenz ausgeglichen ist!

Die Anschlüsse sind dann

Ab Itzehoe 5³²
An Altona 7⁰²
Ab Hamburg Hbf. 7⁰⁰ ??
An Stettin – 12⁰⁹
Ab Stettin 12¹⁵
An Lauenburg 15⁵³

Bitte frage noch genau dort nach!

Dein heutiger Brief hat bei uns allen große Freude ausgelöst.
Leusch danke ich für ihren lieben Gruß. Es ist schön, daß sie
für alles dort sorgen will, so daß du ruhig zu uns fahren kannst.
Die Annoncen wirst du in einem meiner letzten Briefe gefunden
haben, die Karten, die wir abschicken wollen, sind auch schon
fertig, hier hast du eine davon. –¹⁶

Also wir freuen uns, wenn du schon Mittwoch kommst, weil
dann die Annonce noch druckfrisch ist.

Für heute grüßen wir dich herzlich als deine Maria und Zander

¹⁶ Die Karte ist nicht überliefert.

María an Marie Kern

Lauenburg, den 10. Mai 1938

Liebe Mutter!

Für deinen lieben Brief und den Inhalt des Päckchens vielen herzlichen Dank. Ein besonderer Dank gilt den schönen Topflappen, über die ich mich sehr freute. Mit deinem Brief ging ich am Sonnabend Nachmittag gleich zu Zander und dann haben wir die Strümpfe an Karl-Friedrich gleich abgeschickt. Nachher gingen wir zur Stadt und haben Einkäufe gemacht. Das uns viel Spaß gemacht. Zander meinte, daß es für die Geschäftsleute viel interessanter sei, wenn die Verlobten sich beim Einkauf uneinig wären. Für das „junge Brautpaar“ kaufen wir eine Schreibmappe, deren Reiz durch eine verschließbare Tasche ganz besonders erhöht wurde. Der Sonntag verlief sehr schön ruhig, zum Kaffee waren nur Benkendorffs geladen. Daß du zu unserer offiziellen Verlobung gekommen, hat uns alle sehr gefreut und ich danke dir nochmals sehr, sehr herzlich dafür. –

Wenn Zander am Sonntag Nachmittag frei ist, werden wir zu unseren Bekannten nach Techlipp fahren. Vielleicht kommen Kaeser's und Tante Trude auch mit. Wir werden mit dem Chor

5 mal (!) während des Gottesdienstes singen, teilweise mit Instrumentalbegleitung. Es wird sehr schön werden. – Heute Nachmittag habe ich frei, aber um nach draußen gehen zu können, dazu ist es noch immer zu kalt. Tante Trude heizt noch jeden Tag. Unser „Ziglohnchen“ steht ihr weiterhin treu zur Seite.

Herzlich grüßt Euch alle

Deine Maria

Ergänzung von Alexander [Bezug siehe Unterstreichung und: (!) oben]

Liebe Mutter!

! Am Sonntag Cantate, meint Maria. Über die Bilder sollt Ihr Euch freuen

Dein Zander

Briefe aus der Kriegszeit

María an Schweigermutter Marie Kern

29. 12. 39

Liebe Mutter!

Als erstes möchte ich Dir meinen allerherzlichsten Dank sagen für das große, inhaltsreiche Weihnachtspaket. Du hast mich mit den vielen Gaben sehr erfreut. Am 23. abends packte ich alles aus und konnte Zander am 24. alles berichten. Am Heiligen Abend konnten wir von ½ 4 bis 8 Uhr zusammen sein bei Salzwedels.¹⁷ Wir haben uns ganz mächtig gefreut, daß wir wieder zusammen waren, und unser Glück war sehr groß. Am 24. gingen wir mit den Bekannten in die Kirche und hatten dort eine schöne Feier. Die Bekannten waren sehr nett zu uns und

¹⁷ Salzwedel war der Superintendent (Propst), bei dem Marias Vater Martin Wulf als junger Vikar während seiner Ausbildung ein Jahr lang in Labes tätig war. Der Superintendent wusste besonders auch die ausgeprägte Musikalität seines Vikars zu schätzen. Dort lernte Martin Wulf seine spätere Frau Gertrud Ebert kennen. Salzwedels hielten über Martin Wulfs Tod hinaus Kontakt zur Wulf-Familie. 1939 wohnten die inzwischen pensionierten Salzwedels in Stettin, wo Alexander ab 6. Dezember 1939 als Soldat seine Grundausbildung machte. Bei den Salzwedels konnte Maria übernachten, wenn sie Alexander in dieser Zeit besuchte.

haben es uns gemütlich gemacht. Am 1. und 2. Feiertag konnten wir nachmittags zusammen sein. Einmal war ich in der Kaserne, aber nur in der Kantine. Die eigentlichen Räume sind für Zivilpersonen verboten. Was Zander anbetrifft, kann ich sagen, daß die Uniform ihm sehr gut steht. Ich werde Bilder von ihm machen. Abgenommen hat er wohl nicht. Er behauptet sogar, daß er sehr viel äße. Durch die viele Bewegung bekommt er Hunger. Das Essen schmeckt ihm gut, und es gibt immer reichlich. Die vielen Weihnachtspäckchen brachten ihm soviel schöne Sachen, daß er sich erlauben konnte, mal ordentlich zu schlemmen. Bei seinem Leutnant hat er eine gute Nummer, wohl wegen seines musikalischen Könnens. Von der Weihnachtsfeier und dem schönen Chorsingen wird Zander Dir wohl geschrieben haben. Wie er mir sagte, gäbe es für ihn sogar schon Augenblicke, wo er sich in der Kaserne wohlfühlt, und wir wollen hoffen, daß es weiter so gut geht. Uns beiden haben die Tage so wohlgetan, und wir haben nun neue Kraft für die Zukunft.

Nun kommt aber etwas, womit wir gar nicht gerechnet hatten. Ich kann nach Stettin fahren, um von dort vier Kinder abzuholen, und bekomme die Fahrt voll ersetzt. Ich konnte natürlich nichts besseres tun, als diese Gelegenheit

wahrzunehmen, und so fahre ich morgen schon wieder hin und bleibe bis zum 2. 1. Wie schön ist doch die Vorfreude!

Im nächsten Brief schreibe ich mehr von Zander. Ich möchte Dir alles erzählen, nur ist meine Zeit furchtbar knapp. Gestern ist bei Schumanns der Junge angekommen. Leider mußte Gertrud den Kaiserschnitt bekommen und liegt im Neustettiner Krankenhaus. Näheres wissen wir noch nicht. Irmgard trafen wir mit ihrem Mann in Stettin. Er hatte zufällig Urlaub bekommen und hat sie am 24. bei den Eltern überrascht. Sie wird jetzt nach Persanzig fahren.

Wie ist es eigentlich mit Adolf? Ist er auch eingezogen? Ich wünsche Dir ein gesundes und gesegnetes neues Jahr und bin mit herzlichen Grüßen von allen an alle immer Deine dankbare Maria.



Alexander an Mutter Marie Kern

25. Januar 1940

Meine liebe Mutter,

deine beiden Briefe habe ich gestern bekommen, nachdem sie eine ganze Zeit unterwegs waren. Ich danke dir für alle lieben

Nachrichten von den Geschwistern und von Dir. An Leusch, von der ich auch einen Kartengruß hatte, will ich auch noch heute schreiben. Denn Maria und ich wissen nun, wie schwer das Scheiden ist nach so kurzer Zeit des Glückes. Als ich Leusch damals Anfang des Monats in Stettin sah, machte sie eine frischen, gesunden Eindruck. Hat sie diese Furunkel schon öfter gehabt? Leusch kam mir wie immer vor wie ein Urbild der Gesundheit – im Gegensatz zu meiner sehr zarten, kleinen Frau – und ich kann sie mir gar nicht recht vorstellen, krank und im Bett liegend.

Von Maria und Leusch hörte ich, daß deine neuen Einmieter sich ziemlich laut radiotisch betätigen. Ich weiß, daß Du viel zu anständig und vorsichtig bist, um eine waschechte Zimmervermieterin zu werden. Aber ich würde doch recht deutlich darauf

aufmerksam machen, daß es bestimmte Stunden am Tag und nachts, meist von 1–3 und abends von 10–8, gibt, in denen das Radio auszuschalten und wirklich ganz leise sein muß. Ich schreibe dies, um zu verhindern, daß Du die Leutchen zu vorsichtig behandelst. Schließlich können die froh sein, daß sie bei Dir untergekommen sind. Laß sie sich ruhig nach Dir richten. Und daß Du so selbstlos auch noch Laufjunge machst, fällt in dasselbe Gebiet deiner Selbstlosigkeit.

Wie geht es dir gesundheitlich? Bist Du ohne Erkältungskrankheiten durchgekommen? Ich möchte so gerne, daß Du Dich nach diesen langen Jahren schwerer körperlicher und seelischer Anstrengung etwas erholst und Dir möglichst wenig auf den Hals lädst. Kommt es schon vor, daß Du Dich nachmittags mit einem guten Buch an den Ofen setzt? Sei doch so gut und tu das sechsmal die Woche, und sonntags sowieso! Ich habe nur Angst, Du wirkst genauso vielseitig und unermüdlich wie früher. Du tätest mir einen großen Gefallen, wenn Du mir über dies alles, also über Dich selber, mal sehr viel schreibst. Nun denkst Du wieder, das wäre nicht nötig und Du wärst ja gar nicht so alt, daß Du Dich ausruhen müßtest. Genau das denkst Du, nicht wahr? Und nun kommt Dein Sohn Zander im geringen Alter von 30 Jahren und sagt, wenn es jemand verdient, sich nun auszuruhen und wirklich schön und

auch gemütlich zu leben, so bist Du das, meine Mutter! Denn ich kenne keinen Menschen sonst, der sich so für andere Leute abgerackert hat wie Du. Entschuldige diese Feststellung, die Dir sicherlich peinlich ist, aber so meinen Maria und ich es.

Meine kleine Frau schreibt sehr viel, nur ist die Verbindung von mir zu ihr besser wie umgekehrt. Der Briefwechsel ist uns unendlich wertvoll, ich möchte sagen, wir beide leben davon. Du kennst das ja auch aus den vielen Jahren Deinen Schreibens mit Vater.

Mein Dienst ist hier ziemlich ausgedehnt. Das Lager ist ein riesiger Komplex, in dem es von Soldaten wimmelt. Es sieht aber sehr so aus, als ob wir auch hier nicht lange mehr bleiben. Vielleicht geht es schon bald an die Front.

Wenn Fiete Hochzeit macht, schreib mir doch, wenn Du es rechtzeitig erfährst, den Tag. Grüße auch Adolf und die Itzehoer Bekannten von mir. Ich weiß, Du wirst diesen Brief so verstehen, wie er gedacht ist: als Mahnbrief.

Dein Zander, der seine Mutter sehr lieb hat.

Ist es sehr unverschämt, wenn ich Dich um einen kleinen Rosinenkuchen bitte? Wir bekommen so etwas gar nicht hier, und Dein Rezept ist unübertrefflich. Dein Zander

Alexander an Marie Kern

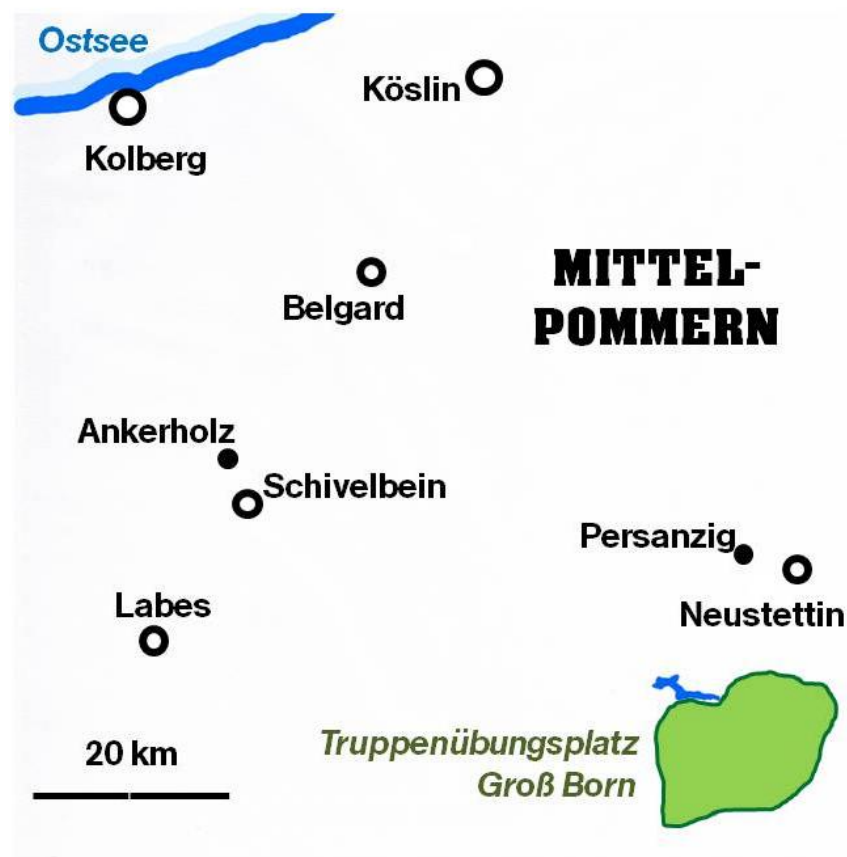
Ankerholz¹⁸, 7. 2. 40

Meine liebe Mutter,

vor zwei Tagen kam Dein Päckchen mit dem wunderbaren Kuchen. Ich habe mich so richtig daran gemacht, daß heute nachmittag schon der Rest davon verschwunden ist. Ich danke Dir sehr herzlich für diese großartige Unterbrechung meines Kommißbrot-Daseins. Ich habe ihn mit großem Genuß gegessen.

Bei Fietes Trauung scheinen ja sehr viele Schwierigkeiten zu sein. Bei der Kälte möchte man Dir beinahe abraten, dorthin zu fahren, nur für zwei Tage. Maria schrieb mir, daß das Reisen der Zivilpersonen sehr verteuert ist. Da ist es außerdem doch

¹⁸ Ein Gut in der Nähe von Schivelbein, Winterquartier der Sanitätskompanie



auch ein finanziell sehr großes Opfer für Dich. Was kann man den beiden denn schenken? Alles, was den Haushalt anbetrifft, haben sie doch sicher aus dem Besten. Da möchte ich sehr an ein gutes Buch oder Bild denken. Kannst Du mal vorfühlen, was sie noch brauchen? Aber vielleicht haben sie an die Einrichtung der Wohnung noch gar nicht herangehen können.

Von hier ist zu berichten, daß es wieder geschneit hat und etwas milder ist. Daher versanken wir heute früh beim Exerzieren auf dem Sturzacker¹⁹ mit tiefem Schnee fast bis über die Stiefel, und beim „Hinlegen“ sah man nur noch die Stahlhelme. Aber es war gut weich dafür und nicht so gemein hart wie auf dem Stettiner Kasernenhof. Täglich machen wir bis zu vier Stunden Außendienst, erst Arbeitsdienst: Schneeschippen, Holzsägen, Hacken, Transportieren, Strohschober umladen usw., und dann Exerzierdienst und Geländeausbildung. Nachmittags ist Unterricht. Ich denke, bei so viel Außenluft werde ich allmählich bessere Farbe bekommen. Nur die Erkältung wird man natürlich nie los. Ein Teil von uns liegt ständig mit Fieber und Grippeanfällen. Ich selbst bin noch einigermaßen stabil. Deine Hustenbonbons haben mir gut

¹⁹ Sturzacker – frisch gepflühtes Feld

geholfen. Ich würde mich über eine neue Schachtel sehr freuen, da man sie hier nirgends bekommt.

Leusch danke ich für ihren Gruß. Wozu ist Adolf gemustert? Er sollte doch diese Woche hin.

Nun grüße ich Dich, Leusch und Adolf herzlich, wünsche Euch, daß Ihr nicht so viel frieren braucht. Dein Zander

Alexander an Marie Kern

Ankerholz bei Schivelbein, 11. 2. 1940

Liebe Mutter!

Da hast Du dich mächtig schnell entschließen müssen!²⁰ Aber ich glaube, eine bessere Hilfe wie Dich hätte Tante Mariechen

²⁰ Dieser Brief (wie auch der nächste vom 3. März) ging offenbar nach Blankenburg am Harz, wo Maries Cousine Marie Kluge mit ihrem Mann Ernst wohnte. Alexanders Bruder Karl Friedrich heiratete am 5. Februar in Sorau/Schlesien, aber Mutter Marie nahm an dieser Hochzeit nicht teil, sondern reiste stattdessen zu den Kluges nach Blankenburg, wo sie einen Monat später auch ihren eigenen Geburtstag am 7. März feierte. Welcher kurzfristige Anlass Marie davon abhielt, an der Hochzeitsfeier ihres Sohnes teilzunehmen, ist nicht bekannt. Da Marie Kern bei Kluges den Haushalt übernahm, war Marie Kluge möglicherweise erkrankt.

Marie und Ernst Kluge

Kluge auch gar nicht gefunden. Hoffentlich hast Du nicht allzuviel Schwierigkeiten mit dem Heizen. Den Haushalt zu versehen ist Dir ja wohl kein Problem. Wie kommst Du mit Ernst aus? Der Patenjunge ist nun auch schon Soldat. Und der Jüngste wird schon groß sein. Ich glaube zu verstehen, wie schwer es Dir war, am Tag der Hochzeit nicht bei Trude und Fiete zu sein. Auch den beiden werden die Stunden so schnell vergangen sein, daß sie so richtig noch gar nicht wissen können, wie schön es ist, miteinander zu leben und Seite an Seite zu arbeiten, wie Maria und ich es durch fünf schöne Monate kennenlernen durften und es deshalb jetzt so entbehren. Dies schöne Erleben wird für die beiden jungen Eheleute erst nach dem Frieden kommen. Nun hast Du drei verheiratete Kinder, und Deine Familien müssen immer größer und weiter wachsen. Ich denke daran, daß Du später, wenn wieder Friede ist, Dich einmal auf die Bahn setzt und alle Deine Kinderfamilien besuchst und Dich heute an dem vielen Glück in den sehr verschiedenen Ehen [...] dann aber das genießen sein wird, Dich zu verwöhnen nach allen Kräften und Dich möglichst spät weiterfahren zu lassen. Aber wohin gehe



ich mit meinen Träumereien? Wir haben Krieg, und es ist alles gar nicht so rosig. Doch hält auch die Hoffnung auf das kommende Glück, und träumen darf man wohl mal an einem ruhigen Sonntagnachmittag.

Ich schrieb an Fiete einen Brief und wünschte ihm Glück. Ich konnte ihm als Bestes nur wünschen, daß er so glücklich werde mit Trude wie wir beide. Leusch schrieb mir aus Itzehoe einen Tag vor Dir. Sie wird sich nun aufmachen müssen. Ich

will ihr auch noch einen Gruß schreiben.

Es denkt mit großer Liebe und Verstehen an Dich Dein Zander.

Alexander an Marie Kern

3. März 1940

Meine liebe Mutter!

Da ich nicht weiß, ob ich in der Woche Zeit finde, soll schon heute mein Geburtstagsgruß an Dich abgehen. Ich wünsche Dir zu Deinem neuen Lebensjahr, daß es nicht restlos von

Kriegssorgen und Kriegsgedanken erfüllt sein möchte, von denen Dein Leben schon so sehr voll gewesen ist und nun wieder sein soll. Möchte doch schon dieses Jahr die endgültige und siegreiche Entscheidung für uns fallen, damit der große Druck von Euch Müttern und Frauen genommen wird.

Dein lieber Brief kam gestern, in dem du von dem feinen Wort von Vater schreibst: „Schwierigkeiten sind dazu da, überwunden zu werden.“ Das dieses Überwinden auch mir schon manche Mühe gemacht hat, kannst Du Dir denken. Mehr und mehr fehlt mir doch sehr das ständige Musizieren, die Orgel und auch der Gottesdienst. Ich war am 14. Januar zuletzt in Stettin in einer Kirche. Nun muß mir hier in den Wäldern Pommerns das Neue Testament und mein kleines Kirchenliederbuch das alles ersetzen. Wie froh bin ich, Aussicht zu haben, in der Karwoche zu Hause zu



sein. Mein Feldwebel Lüders hat mich mit sechs Kameraden des Zuges (34 Mann) zum ersten Heimaturlaub/Osterurlaub eingereicht, und zwar acht Tage. Wie werde ich es genießen, mal wieder im Gottesdienst die Orgel zu spielen, die jetzt Martin Leuchtman in großer Kälte versorgt.

Das Zusammensein in Labes war unsagbar schön, wie Du auch in Deinem Brief zum Ausdruck bringst. Ich schicke Dir ein Bild mit, daß Maria im großen Garten der großen Villa Jung knipste, die Marias Tante Ella Jung, die Schwester von Marias Mutter, bewohnt. Sie haben eine sehr gut gehende Getreidemühle und einen sehr reichen Haushalt. Wir waren untergebracht wie die Fürsten, und ich konnte auf dem guten Blüthner-Flügel nach Herzenslust spielen. Es war wie ein schöner Traum.

Alexander in Labes, Februar 1940

Wir beide möchten Dir ein Buch schenken, das ich als sehr gut rezensiert gekauft, aber noch nicht gelesen habe. Der Verlag bürgt aber für gute Auswahl. Es handelt sich um deutsche evangelische Pfarrer-Lebensschicksale. Ich wünsche Dir frohe Stunden beim Lesen. Ich weiß, daß auch für Dich ein gutes Buch eines der schönsten Geschenke bedeutet. Wenn Du nun dieses Jahr keines Deiner Kinder am Geburtstag um Dich haben kannst, so sollst Du doch wissen, daß wir alle mit lieben Gedanken bei Dir sind und mit Dir feiern. Hoffentlich macht man Dir dort den Tag auch etwas festlich und schön. Grüße doch bitte auch Onkel Ernst von mir.

Es denkt in Liebe an Dich Dein Zander.

Alexander an Marie Kern

Gründonnerstag²¹ 1940

Liebe Mutter!

Dir und Leusch wünsche ich ein gesegnetes Osterfest! Nach einer Reihe von

²¹ 21. März 1940

anstrengenden Diensttagen mit Aufmärschen, Feldübungen, Appellen winken uns nun vier Tage, an denen nur der nötigste Dienst wie Telefonwachen und Postenstehen gemacht wird. Wir werden durch vielseitigen Lagerdienst und Nachtwachen so gründlich auf den Fronteinsatz trainiert und rechnen schon seit Wochen mit baldigem Transport an die Westfront. Wie sehr ich gerade in dieser stillen Woche meine Kirchenmusik und das Üben und Singen unserer wunderbaren alten Passionsmusiken entbehrt habe. [...] und innerem Mitgehen hat mein Kirchenchor jedes Jahr die geistliche Abendmusik am

Freitagabend eingeübt und gesungen. Beinahe hätte ich auch dieses Jahr mit dem Chor das Osterfest einsingen können mit „Christ ist erstanden“, das wir immer in der Frühfeier um 6 Uhr auf dem Friedhof gesungen haben. Aber leider zerschlug sich der Urlaub. Man hat mich auf die Zeit nach dem Fest vertröstet. Ich wäre ja nun nach vier Monaten Soldatenleben gern einmal wieder in meiner schönen Wohnung mit Büchern, Musik, und darin meine kleine Frau. Nun freuen wir uns, daß wir uns wenigstens in Schivelbein treffen kön-



nen und Maria im Hotel untergebracht ist, was wegen der vielen Vorbestellungen gar nicht einfach war. Nun werden wir aber wohl zwei ruhige Tage dort erleben. Morgen, am Karfreitag, gehe ich mit einigen Kameraden, es sind immerhin zwölf von 22, und Feldwebel Lüders, meine persönlichen Freunde, zum Gottesdienst nach Falkenberg, ein kleines Gutsdorf in der Nähe. Sonst habe ich in dieser Zeit die Passionsgeschichte nach allen Evangelien gelesen und so meine abendliche Passionsandacht gehabt.

Nun grüße ich Dich und Leusch herzlich. Zum Fest denkt an Euch Zander.

Alexander an Marie Kern

Ankerholz, 13. 4. 1940

Meine liebe Mutter!

Schon lange hast Du keinen Gruß mehr von mir bekommen, und viele Grüße haben ihren Weg von Dir zu mir gefunden, für die ich Dir danke, besonders für den lieben Brief, den Du Maria zum Geburtstag sandtest und in dem Du so frei auf alles das

eingehst, was Maria jetzt das Herz schwer macht. Ich danke Dir, daß Du Dein liebes Verstehen Maria so zum Ausdruck bringst, daß sie in Dir ihre zweite Mutter gefunden hat. Leider war ich nicht zum Urlaub in Lauenburg, trotz aller Versprechungen. Ich habe jetzt auch wenig Hoffnung mehr in diesen hektischen Tagen, in denen man ja jeden Augenblick versetzt werden kann. Nach nunmehr gut vier Monaten Soldatendienst wäre ich ja gern mal wieder zu Hause gewesen. Aber das persönliche Wollen muß wohl heute mehr als je zurückgestellt werden. Du vermutest mich schon weit im Norden. Soweit sind wir noch nicht. Vielmehr hängen wir immer noch – jetzt seit elf Wochen – in Pommern und verbringen die Zeit mit großen Feld- und Nachtübungen, die allerhand Anforderungen an uns stellen. Nach neuesten Meldungen soll es in zwei bis drei Tagen losgehen, und zwar nach unbekannt. Die Nachbardivisionen sind schon eingesetzt, und zwar dort oben. Ebenso gut kämen wir aber auch nach Rumänien. Wer weiß. Jedenfalls würde ich mich freuen, all das, was wir in diesen Monaten gelernt haben, nun auch zur Hilfe und Pflege von Verwundeten anwenden zu können.

Für die kleine Frau war es ja nun ein trauriger Geburtstag, da ich ihr leider Hoffnungen auf Urlaub gemacht hatte und sie nun schon ziemlich fest damit rechnete. Da sie noch dazu mit

Grippe und Fieber im Bett lag, war es doppelt gut im Gegensatz zu ihrem Geburtstag vor einem Jahr, den ich ihr schön und gemütlich machen konnte. Wegen der vielen Außendienste kam ich nicht dazu, Dir zum Todestag unseres lieben Vaters gestern einen Gruß zu schicken. Aber gedacht habe ich daran beim Marschieren, sogar sehr oft. Und wie Vater sich wohl freuen würde, daß jetzt sein damaliger Gegner, die Engländer, die damals in so ungeheurer technischer und zahlenmäßiger Überlegenheit waren bei den Kämpfen im Frühjahr 18, daß diese Kerls jetzt an allen Ecken und Enden Schlappen erleiden und deutsche Waffen dem Feind die Handlungen vorschreiben. Wie groß der Einsatz der Männer damals gewesen ist, wird uns immer Vorbild zum Nacheifern bleiben. Das Vorgehen im Norden erfüllt auch uns mit großer Freude und ist uns ein neuer Schritt zum entscheidenden Sieg über die Engländer, deren Position dadurch im Norden denkbar ungünstig besonders auch in wirtschaftlicher Hinsicht geworden ist.

Ich freute mich, von den Geschwistern zu hören, und schicke Dir Fietes Brief wieder mit. Mir selbst geht es wieder gut. In der Frühlingssonne und frischen Luft bin ich schon ordentlich braungebrannt. Leider kam heute Nacht wieder viel Schnee

und Frost. Das von Dir gewünschte Buch wird Maria Dir besorgen, und wir werden es vorher lesen.

Nun grüße ich Dich herzlich, dazu Leusch und Adolf, in treuem Gedenken, Dein Zander.

Alexander an Marie Kern

27. 4. 1940

Meine liebe Mutter!

Hab Dank für Deinen lieben Gruß und Päckchen mit den schönen Plätzchen, die so heimatisch geschmeckt haben. Auch die Zeitschriften, die Du so nett für mich ausgesucht hattest, habe ich gern gelesen und danke Dir sehr dafür. Du hast wohl meinen letzten Brief nicht bekommen, den ich am 12. oder 13. 4. an Dich abgesandt habe. Ich schrieb darin, daß wir wohl in ständiger Bereitschaft liegen, aber bisher nicht eingesetzt sind, was uns allen gar nicht so recht ist. Aber man muß abwarten. Dieser Krieg wird sicher nicht so bald zu Ende sein, und da wird noch für jeden von uns die Pflicht und der Einsatz drankommen, auf den wir nun bald drei Monate warten. Wir

machen viele und lange Übungen, Tag und Nacht, und bereiten uns so auf die Strapazen vor, die uns noch erwarten. Ich bin von der Frühlingssonne schon ordentlich braun-gebrannt. Kein Wunder, denn wir sind jeden Tag mehrere Stunden in Sonne und Luft. Es ist herrliches Frühlingswetter hier, und die Knospen springen auf. In Kürze wird alles grün sein. Seit kurzem sind die Feldweibel hier alle zum Studium entlassen. Schade, ich hatte mich schon recht mit ihnen angefreundet. Ebenso sind die Mediziner-Kameraden zu anderen Truppenteilen versetzt, so daß von meinen Kameraden nur wenige geblieben sind. Es tut mir leid, denn in drei Monaten wächst man schon ziemlich eng zusammen, besonders wenn man so aufeinander angewiesen ist wie wir im Saal mit 30 Mann. Es ist Nachschub von Stettin gekommen, den wir alten Sanitätsdienstgrade nun einweisen in unsere Spezialgebiete, bei mir die Sterilisation.

Ich hatte die Freude, am Sonntag Jubilate in einer kleinen Dorfkirche hier den Gottesdienst zu spielen, zum erstenmal wieder seit Anfang Dezember. Auch in Schivelbein-Grössin habe ich am Sonnabend voriger Woche auf der größeren Stadtkirchenorgel gespielt. Wenn die Technik auch schon zu wünschen übriglässt, so bringt es doch Freude. Ich werde später tüchtig arbeiten müssen, um die Finger wieder in

Ordnung zu bekommen. Das Kartoffelschälen, das Putzen und die körperliche Arbeit hinterläßt schon erheblich seine Spuren an meinen Händen. Aber das kann ja auch gar nicht anders sein. Mit der kleinen Frau schreibe ich fast täglich, und sie ist rührend in ihrer Fürsorge für mich. Von Onkel Karl kam dieser Tage ein Buch, das er mir schenkt, und ein Gruß, in dem er mitteilt, daß er wohl nicht mehr eingezogen wird. Tante Anni wird froh sein! Sie sind doch genauso jung verheiratet wie wir beiden! Von Frellsens kam dieser Tage ein Päckchen mit Zigarren und ein ausführlicher Brief über Itzehoer Ereignisse. Falls ich nicht dazu komme, danke ihnen doch herzlich, ich hätte mich über ihren Gruß gefreut.

Ich hoffe, es geht Dir gut und Du kannst gesund die Geschwister versorgen. Adolf wird das ewige Warten auf das Eingezogenwerden genauso schwer werden wie mir im November vorigen Jahres. Hast Du schon Nachricht, wo Fiete gelandet ist?

Ich grüße Dich, Adolf und Leusch in treuem An-Euch-Denken als Dein Zander.

Alexander und Maria an Marie Kern

Labes, den 2. Mai 1940

Wir haben es mal wieder geschafft und können mal wieder bei Tante Ella Jung zum 1. Mai und Himmelfahrt feiern. Da aus meinem Heimaturlaub wohl vorläufig nichts wird, ist dies ein kleiner Ersatz. Bei herrlichem Wetter sind wir spazierengegangen und haben musiziert. Heute früh waren wir in der Kirche und ich habe den Gottesdienst gespielt. Die stellvertretende Organistin war nicht böse darüber. Deshalb bin ich mit dem Rad von S. [Schivelbein] gekommen, es sind anderthalb Stunden Fahrt. Wenn es gut geht, können wir Pfingsten wieder beisammen sein, wenn wir nicht bis dahin schon schwimmen.

Ich hoffe, es geht Dir und den Geschwistern gut. Ich grüße Dich herzlich von diesen schönen Tagen, Dein Zander.



Marias Zusatz:

Am 30. nachts um 4 Uhr kam ich hier an und Zander holte mich ab. Es war schön, daß es noch alles so klappte, und hier haben wir immer sehr freundliche Aufnahme gefunden. Heute konnten wir noch Erich²² am Zug begrüßen, der nun leider fort mußte.

Euch allen herzliche Grüße von Maria

Alexander an Marie Kern

5. Mai 40

Meine liebe Mutter!

Für Dein schönes Päckchen mit dem lieben langen Brief, der vorgestern ankam, möchte ich Dir heute herzlich danken. Der Kuchen schmeckt sehr gut.

²² Erich Kaeser, der Mann von Marias Schwester Dore

Heute nachmittag habe ich mich daran gepflegt. Die Dextroenergen-Bonbons sind nach langen Übungen und Märschen, wie wir sie gerade jede Woche machen, sehr gut und erfrischend. Ich gehe kaum noch ohne sie los. Dafür noch besonderen Dank.

Besonders gefreut aber habe ich mich über den Brief, in dem Du so lieb dein Mitleben und Verstehen für uns, Deine Söhne, ausdrückst. Daß Du ganz besonders uns verstehen kannst in unseren Nöten des Wartens und Hoffens auf Einsatz, kommt so schön zum Ausdruck in Deinen lieben Zeilen. Nun wird also Adolf endlich eingezogen. Morgen ist der 6., da bin ich gerade ein halbes Jahr bei den Soldaten. Wie groß wird seine Freude sein, genau wie ich sie empfunden habe nach dem zwei-monatigen Warten Ende vorigen Jahres. Die Anfangsschwierigkeiten der radikalen Umstellung von Zivil zum Militär wird er auch wie wir schnell überwinden. Und die Freude, dabei zu sein, wird ihm wie uns dabei manche bittere Stunden überwinden helfen, denn die bleiben nicht aus. Das sage ich ganz offen, und das weißt Du ja von Vater auch. Du würdest Dich freuen, wenn Du mich sähst: Durch das viele Arbeiten in der Frühlingssonne bin ich braungebrannt und sehe auch nach Aussage Marias gut aus. Ich erinnere mich, daß Du früher erzähltest, Väter hätte erst nach langen Monaten Schützen-

graben diese Farbe bekommen. Die gänzliche Umstellung ist meiner Gesundheit sicher nur zuträglich.

Hast Du inzwischen Nachricht von Fiete? Ist er in Norwegen? Wir werden wohl über Pfingsten noch hier liegen. Die beiden Tage in Labes waren wunderbar. Mit viel Freude sind wir in dem Frühlingswetter spazierengegangen. Die Tante Ella war sehr freundlich, wie immer. Falls ich Urlaub bekomme, will ich Pfingsten wieder hin.

Im Verband unserer Division machen wir jetzt größere Übungen und schwitzen schon weidlich in der Sonne und dem Sand. Du fragst nach den Kameraden, die versetzt wurden. Die Mediziner sind zu Nachrichten und Infanterie gekommen, wo sie noch neun Monate dienen müssen, ehe sie weiterstudieren müssen. Die Feldwebel Lüders und Schädle, die früher schon anderhalb Jahre gedient hatten, sind entlassen zum Studium. Aber sie waren nicht erfreut, jetzt als Zivilisten rumzulaufen.

Nun grüße ich Dich und Leusch recht herzlich zum Pfingstfest und hoffe, es geht Euch gut.

Dein Zander

Am Freitag schreibe ich noch extra, ebenso an die Tanten Philipps, die ich wirklich ganz vergessen habe.

Alexander an Marie Kern

7. Mai 1940

Liebe Mutter,

Dein Päckchen mit dem Kuchen ist angekommen. Ich danke Dir sehr herzlich für die schönen Sachen. Ich will Dir noch schnell mitteilen, daß wir übermorgen zur Front kommen. Wir sind sehr froh, und die Stimmung ist sehr gehoben über diese Tatsache. Wir freuen uns, nun endlich im Einsatz zeigen zu können, was wir in den langen Monaten der Arbeit gelernt haben. Du verstehst wohl, daß ich darüber sehr glücklich bin, denn das Warten ist schwer.

Mein Pfingsturlaub fällt natürlich damit aus. Schreibt doch bitte oft an die kleine Frau. Aber Du hast so viel zu bedenken.

Ich grüße Dich und Leusch zum Fest. Adolf ist schon fort?
Dein Zander

Alexander an Marie Kern

[Gudowa, Russland] 3. November 1941

Liebe Mutter!

Lange habe ich keine Zeit mehr gehabt, Dir einen Gruß zu schicken, und die Möglichkeit, diesen Brief bald zu befördern, ist auch nicht groß. Aber irgendwann wird er Dich wohl mal erreichen. Wir sind bei Frost und Tauwetter viele hundert Kilometer weiter nach Osten marschiert und haben uns durch Morast, Schlamm, Sand, Flüsse und Berge geschoben. Es waren oft sehr anstrengende Tage, und besonders dann, wenn es noch dazu von oben regnete und man in den langen Tagen bis auf die Haut naß wurde. Die Straßen sind so schlecht, daß die Autos kaum mehr durchkommen. Wir verpflegen uns selbst, da wir Vieh, Getreide und Kartoffeln requirieren, und unser Fleischer und Bäcker arbeiten an jedem Ruhetag durch. Das alles, weil die Autos mit unserer Verpflegung nicht durchkommen. Das geht so seit drei Wochen. Gestern erreichte uns seit dem 14. 10. mal wieder ein Auto mit Verpflegung für drei Tage, aber das ist eine Seltenheit. Mein Freund ist Bäckergehilfe: Friedrich Münchow aus Köslin ist eine sehr beachtete Persönlichkeit, er backt mit zwei anderen zusammen.

Auch Post haben wir seit dem 14. 10. nicht mehr erhalten, was uns besonders fehlt. Denn so ganz ohne Verbindung mit der Heimat macht man sich doch immer Sorgen. Ebenso geht natürlich keine Post ab, da es keine Beförderungsmöglichkeit gibt, es sei denn, wir kommen an einem Feldflughafen vorbei wie vor einigen Tagen, da konnte ich einen ganz kurzen, eiligen Gruß an Maria mitgeben, der per Luftpost nach Warschau ging. Auch das ist schon ein gutes Ende von hier, denn wir sind auf der Höhe von Moskau, nur nördlicher. Ihr werdet auch deshalb schon lange auf Nachricht gewartet haben. Aber der Vormarsch ist so forciert, daß nur Munition und Brennstoff befördert werden kann, und das ist ja zunächst das Wichtigste. Gesundheitlich geht es aber gut, und ich halte alles gut durch. Die längste Zeit sind wir wohl auch marschiert. Bald werden wir festes Quartier beziehen und wie bei der letzten Offensive eingesetzt werden. Wir hoffen aber noch, daß vor Weihnachten die Entscheidung fällt.

Wie es Euch zu Hause wohl gehen mag? Ob ihr viel Fliegeralarm habt? Nachrichten und Zeitungen haben wir seit Wochen nicht mehr. [...]

Ende der Tonbandaufnahme von 2003. Die in einem Umschlag gesammelten Briefe aus den Kriegsjahren waren nicht chronologisch geordnet. Dies war der letzte Brief, den Maria

vorlas, als sich die Cassette am Ende abschaltete. Die Aufnahmen wurden nicht fortgesetzt, weil Maria beim Vorlesen emotional sehr bewegt war und mehrfach um Fassung ringen musste. Die Originale der Kriegsbriefe sind verschollen, deshalb kann der Rest hier nicht ergänzt werden.

Alexander an Marie Kern

Gudowa, Rußland, 10. 11. 41

Liebe Mutter!

Manchmal haben wir die seltene Gelegenheit, mit Flugpost Post in die Heimat zu schicken. Sonst sind wir seit Mitte Oktober ohne Postverbindung, und Du wirst lange auf Nachricht gewartet haben. Wir sind auf sehr schwierigen Wegen, tagelanger Schnee, Regen, Frost, Schlamm und Dreck, viele hundert Kilometer weiter nach Osten marschiert und werden nun bei der vom Führer angekündigten Endoffensive eingesetzt. Oft waren wir nach tage- oder nächtelangen Märschen bis auf die Haut durchnäßt und freuten uns, wenn wir die Klamotten in den Quartieren einigermaßen trocken bekamen, ehe es wieder hinausging in

den Modder. Wir haben viele Kranke an Durchfall und Erkältungskrankheiten in der Kompanie. Mir selbst geht es gut, ich halte alles gut durch, was mich manchmal selbst wundert. Der Nachschub blieb und bleibt wegen der Schlammpest – sprich: russische Landstraßen – weit zurück, und wir sind seit Wochen ohne Verpflegung. Wir erhalten unsere Verpflegung aus dem Lande, requirieren Vieh, Korn, Kartoffeln. Unsere Bäcker backen täglich und nachts Schrotbrot, und so kommen wir durch. Was Hunger, Not, überhaupt Krieg mit allen Entbehrungen und Anstrengungen bedeutet, das haben wir erst hier in Rußland gelernt. Frankreich war ein Spaziergang dagegen. Wenn nun hier für dieses Jahr Schluß ist, werden wir wohl Winterquartier beziehen und den russischen Winter kennenlernen, der sich bisher noch ganz erträglich anläßt: meist leichter Frost und wenig Schnee. Augenblicklich haben wir wieder viele verwundete und kranke Kameraden.



Leider mußten wir vorgestern wieder einen Kameraden beerdigen. Er wurde nachts um 1 Uhr bei uns eingeliefert mit zwei Kopfschüssen und zwei Bajonettstichen in der Brust. Er starb uns noch auf dem Operationstisch. Die Ärzte versuchten alles, um ihn zu retten, aber es war keine Hoffnung. Wie arm und machtlos fühlt man sich da. Er war ein Kürschner aus Arolsen in Waldeck, von seinem Genesungsurlaub nach Verwundung zurückkehrend. Er suchte an der Front seine Truppe und wurde von einem russischen Spähtrupp überfallen. Umso mehr freut uns, so manchem anderen wirklich helfen zu können, und die Sterbefälle sind bei uns auf dem Hauptverbandplatz meist selten.

Nun grüße ich Dich, Leusch und die Kleinen herzlich. Wann ich wohl mal wieder von Euch hören werde? Dein Zander

Alexander an Marie Kern

Rußland, 28. 11. 41

Meine liebe Mutter, liebe Geschwister!

Kaum ist Totensonntag vergangen, und schon muß ich den Weihnachtsgruß an Euch abschicken, damit er Euch rechtzeitig erreicht bei der großen Entfernung, die uns trennt. Ich denke, Adolf, Elisabeth und Helmut werden am Heiligabend bei Dir sein, und Ihr werdet zusammen stille, schöne Feiertage erleben, und die Weihnachtskrippe wird schön sein wie jedes Jahr, wie in unserer Jugend, solange wir denken können. Meine große Sehnsicht ist Deutschland und deutsche Weihnacht. Ich beneide jeden, der in Deutschland leben darf. Und nach alldem, was wir hier gesehen haben, werden wir jeden Tag in Deutschland als Geschenk empfinden. Abgesehen von der kurzen Durchreise von Frankreich sind wir nun seit Juni 1940 aus Deutschland heraus und sind der großen polnischen und russischen Wirtschaft rechtschaffen müde. Aber unsere kleinen Wünsche müssen wir ganz beiseite stellen vor der großen und entscheidenden Schlacht, zu deren Gelingen wir an unserem geringen Platz einen kleinen Teil beitragen durch restlose Pflichterfüllung. Wenn auch die großen Kampfhandlungen hier abgeschlossen sind, so haben

wir doch noch viel Arbeit an verwundeten und kranken Kameraden, vor allem fordern täglich die hinterlistig gelegten Minen der Sowjets Opfer an Gesundheit und leider oft auch an Leben. Erst gestern mußten wir wieder einen Kameraden beerdigen, dem eine Mine todbringende Verletzungen beigebracht hatte. Heute kam ein Zugführer, um sich nach ihm zu erkundigen und ihm das EK I zu überbringen für seinen tapferen Einsatz. Man steht so klein und machtlos vor der Gewalt des Todes. Auch einen Kameraden unserer Kompanie mußten wir im letzten Dorf beerdigen, er wurde von einer Mine zerrissen, die die Russen vor einen Ziehbrunnen gelegt hatten. Zu Hause wartet eine junge Frau und sein Junge auf ihn. Und doch hoffen wir trotz alldem Elend, der Not, der Dürftigkeit dieses Landes auf ein Weihnachtsfest, bei dem wir etwas verspüren dürfen von der frohen Botschaft, der Geburt unseres Herrn, einem ewigen Licht, das über all denen leuchtet, die sich ihm zukehren, sei es bei Euch in Deutschland, sei es in einer dunklen russischen Bauernstube tief in Feindesland. Unsere herrlichen alten Weihnachtslieder sollen mir die Führer dahin sein. Wir alle setzen unser Hoffen auf das neue Jahr, das uns das siegreiche Ende dieses Feldzuges und die glückliche Heimkehr bringen wird, so Gott will. Das ist hier keine fromme Phrase, sondern in der täglichen Unsicherheit des Lebens Wirklichkeit. Das ist das Wesentliche dieses

Lebens im Einsatz, daß alle Sicherheit und jedes Raten und Planen über den Tag hinaus unwesentlich wird und man oft den neuen Tag wie neu geschenkt begrüßt. Ich habe schon oft Gelegenheit gehabt, Gott zu danken für sichtbare Bewahrung meines und des Lebens von Kameraden. In Gedanken werden wir alle vereint sein, wie weit wir auch verstreut sind in der Welt.

Ich grüße Euch herzlich und wünsche Euch ein stilles, schönes Weihnachtsfest. Euer Zander

Alexander an Marie Kern

Rußland, 25. 12. 41

Liebe Mutter, liebe Leusch!

Durch Zufall erreichte uns vor zwei Tagen Post. Dabei fand ich Dein feines Päckchen, von Leusch aus Damen den Brief vom 28. 10. und einen Brief von Mutter. Wir liegen seit dem 23. 12. in einem Dorf, in dem wir durchkommene Verwundete nach kurzem



Aufenthalt mit neuen Verbänden versorgen. Nach dem äußerst schweren Einsatz unserer Kompanie Anfang des Monats, bei dem wir bedauerlicherweise 14 Kameraden verloren, sind wir jetzt nach langen Märschen hinter die Front zurückgezogen und haben ein warmes Bauernhaus als Quartier. Und da uns Weihnachtsgrüße aus der Heimat zum Fest nicht erreichten, hob ich mir drei Päckchen vom Oktober auf, und zwar für Heiligabend, damit ich etwas zum Auspacken hatte. Nun danke ich Dir, Leusch, für Deinen schönen Kuchen und besonders für die schön ausgesuchte Fotokarte, die vor mir steht.

Das Wetter ist weiter recht kalt und ab und zu Schneetreiben. Gesundheitlich geht's mir ganz gut. Man muß sich wundern, wie man schon abgehärtet ist gegen zum Beispiel zwölf Stunden Marsch in nassen Stiefeln und Strümpfen, die man im Quartier auswringen kann. Das alles bei 20 Grad Kälte!

Ich habe gestern Abend viel an Euch in Itzehoe gedacht, wie Ihr um den Krippenbaum gegessen habt. Nun grüße ich Euch zum neuen Jahr als Zander.